



TERRA

SCIENCE FICTION ROMAN
aus der Perry Rhodan-Redaktion

DIE GRÜNEN TEUFEL VOM MARS

FREDRIC
BROWN

Sie sehen, hören und sagen
alles – und treiben die
Menschen zum Wahnsinn

TERRASCIENCE FICTION ROMAN
aus der Perry Rhodan-Redaktion

Eine mysteriöse Invasion vom Mars

Plötzlich stand der grünhäutige Kobold in der Hütte, und Luke Devoreaux sah zum ersten Mal in seinem Leben einen grünen Teufel vom Mars, einen der vielen Plagegeister, die in kürzester Zeit die ganze Menschheit zur Verzweiflung treiben sollten. . .

Luke hatte immerhin noch Glück im Unglück. Er war allein und hatte so gut wie nichts zu verheimlichen.

Andere Leute waren wesentlich schlechter daran: Politiker, Militärs, Geheimnisträger, Taschendiebe, Flitterwöchner, Jäger, Psychiater, Polizisten und so weiter. Denn die Invasoren vom Mars – unangreifbar und allgegenwärtig – kannten keine Gnade. Sie sahen alles, hörten alles und verschwiegen nichts!

Fredric Brown, der kürzlich verstorbene Autor, hat viele Kriminalromane, SF- und Fantasy-Stories verfaßt. Der vorliegende Roman stellt zweifellos den Höhepunkt seines Schaffens dar, denn er gehört zu den skurrilsten, originellsten und humorvollsten Werken des utopischen Genres.

DM 2,80Österreich S 21,-
Schweiz sfr 3.60Italien Lire 650
Belg./Lux. F 42
Frankreich FF 5 -
Spanien Ptas 70
Holland hfl 3.75**EIN TERRA-TASCHENBUCH**

FREDRIC BROWN

DIE GRÜNEN TEUFEL
VOM MARS
(MARTIANS, GO HOME)

ERICH PABEL VERLAG KG • RASTATT/BADEN

Titel des amerikanischen Originals:
MARTIANS, GO HOME
Aus dem Amerikanischen übertragen von Herbert Roch

Alle Rechte der deutschen Ausgabe
beim Gebrüder Weiß Verlag

TERRA-Taschenbuch Nr. 215
TERRA-Taschenbuch erscheint vierzehntäglich im
Erich Pabel Verlag KG, 7550 Rastatt, Pabelhaus
Copyright © 1973
by Gebr. Weiß Verlag
Redaktion: G. M. Schelwokat
Vertrieb: Erich Pabel Verlag KG
Gesamtherstellung: Zettler, Schwabmünchen
Einzelpreis: 2,80 DM (inkl. 5,5% MWST)
Verantwortlich für die Herausgabe
in Österreich: Waldbaur-Vertrieb, A-5020 Salzburg,
Franz-Josef-Straße 21
Printed in Germany Juli 1973
Scan by Brrazo 08/2004

DAS KOMMEN DER MARTIER

1

Zeit: Donnerstag, den 26. März 1969 in den frühen Abendstunden.

Ort: Eine Zweizimmer-Wohnhütte in dem Wüstengelände rings um Indio, Kalifornien, etwa eine Meile von der nächsten menschlichen Behausung entfernt und ungefähr hundertfünfzig Meilen östlich und etwas südlich von Los Angeles.

Auf der Bühne beim Aufgehen des Vorhangs: Luke Devereaux, allein.

Warum fangen wir mit ihm an? Warum nicht; irgendwo müssen wir schließlich anfangen. Und Luke, als Verfasser utopischer Romane, hätte auf die kommenden Ereignisse besser vorbereitet sein sollen als andere Leute.

Machen wir uns also mit ihm bekannt. Siebenunddreißig Jahre alt, etwa 1,65 groß und von entsprechendem Gewicht. Üppig wucherndes rötliches Haar, das nur durch Frisiercreme zu bändigen war. Er benützte jedoch nie welche. Unter dem Haar ziemlich hellblaue Augen, die häufig geistesabwesend in die Ferne starrten; Augen von der Sorte, daß man nie mit Sicherheit sagen konnte, ob sie einen wahrnahmen, auch wenn sie einen anblickten. Unter den Augen eine lange schmale Nase ziemlich genau in der Mitte eines nicht übermäßig langen Gesichts, auf dem ein Bartwuchs von achtundvierzig Stunden sproßte.

Im gegenwärtigen Augenblick (20.14 Uhr Pazifische

Standardzeit) mit einem weißen T-Hemd bekleidet, auf dem in roter Farbe die Buchstaben Y. W. C. A. (Christlicher Verein junger Frauen) prangten, ausgebleichten Hosen sowie schiefgetretenen Halbschuhen.

Man lasse sich nicht durch das Y. W. C. A. auf dem Hemd irritieren. Luke hat diesem Verein nie angehört und wird ihm nie angehören. Das Hemd stammte aus dem Besitz von Margie, seiner Frau oder früheren Frau. (Luke wußte selbst nicht genau, wie es sich damit verhielt; sie hatte sich vor sieben Monaten von ihm scheiden lassen, aber das Scheidungsurteil würde erst in weiteren fünf Monaten Rechtsgültigkeit erlangen.) Als sie sich von ihm getrennt hatte, mußte sie das Hemd zurückgelassen haben. In Los Angeles trug er selten derartige Hemden und hatte es erst diesen Morgen entdeckt. Da es ihm paßte – Margie war von kräftiger Statur – hatte er es angezogen und sich entschlossen, es in der Wüsten-einsamkeit hier draußen solange zu tragen, bis es schmutzig war und er es als Putzlappen verwenden konnte. Es zurückzubringen oder zurückzuschicken, lohnte nicht, selbst wenn er mit Margie auf besserem Fuße gestanden hätte. Margie war schon lange vor der Scheidung aus dem Y. W. C. A. ausgetreten und hatte es seitdem nicht mehr angehabt. Vielleicht hatte sie es aus Schabernack unter seine Hemden gesteckt, aber wenn er bedachte, in welcher Stimmung sie von ihm gegangen war, erschien ihm das zweifelhaft.

Wenn sie es hinterlassen hatte, um ihm einen Streich zu spielen – der Gedanke war ihm tagsüber flüchtig durch den Sinn gehuscht – so war ihr das mißlungen,

weil er es zu einer Zeit entdeckt hatte, da er allein war und es tragen konnte. Und wenn sie es in der Absicht dagelassen hatte, damit er es finden, an sie denken und sich grämen sollte, so hatte sie sich auch darin geirrt. Hemd oder kein Hemd, er dachte selbstverständlich gelegentlich an sie, empfand aber nicht das geringste Bedauern. Er hatte sich aufs neue verliebt – in ein Mädchen, das in fast allem das genaue Gegenteil von Margie war. Sie hieß Rosalind Hall und arbeitete als Stenographin in den Paramount Studios. Er war regelrecht verknallt in sie. Verschossen und vernarrt.

Das war zweifellos auch einer der Gründe, weshalb er im Augenblick allein hier draußen in der Hütte war, Meilen entfernt von einer ordentlichen Straße. Die Hütte gehörte einem seiner Freunde, Carter Benson, der ebenfalls Schriftsteller war und sich während der kühleren Jahreszeit mitunter zu demselben Zweck hierher zurückzog, aus dem Luke jetzt hier weilte – um ungestört zu sein, eine Geschichte zu schreiben und Geld damit zu verdienen.

Es war Lukes dritter Tag hier draußen, und er hatte noch immer nichts geschrieben. An Einsamkeit hatte es nicht gefehlt. Kein Telefon, kein Briefträger, nicht einmal von weitem war ihm ein menschliches Wesen zu Gesicht gekommen.

Jetzt glaubte er endlich eine Idee gefunden zu haben, zwar noch viel zu vage und unbestimmt, um etwas davon zu Papier zu bringen, noch nicht einmal für kurze Notizen geeignet, aber doch so etwas wie einen Ansatzpunkt in einer bestimmten Gedankenrichtung. Das war ein Anfang, wie er hoffte, und, verglichen mit seinem Zustand

in Los Angeles, ein gewaltiger Fortschritt.

Dort hatte er sich in der schlimmsten Krise seiner schriftstellerischen Laufbahn befunden und war fast buchstäblich wahnsinnig geworden darüber, daß er seit Monaten kein Wort mehr geschrieben hatte. Verschlimmernd war noch hinzugekommen, daß sein New Yorker Verleger ihm durch eine Anzahl Luftpostbriefe die Hölle heiß gemacht und zum mindesten einen Titel von ihm verlangt hatte, damit er das Buch ankündigen könnte. Wann er wohl damit fertig sein würde und mit welchem Erscheinungstermin man rechnen könnte? Da man ihm fünfhundert Dollars Vorschuß gezahlt hatte, besaßen die Leute ein Recht, sich danach zu erkundigen.

Endlich hatte ihn absolute Verzweiflung – und es gibt wenig Verzweiflungszustände, die so absolut sind, wie die eines Schriftstellers, der etwas schreiben möchte und nicht kann – dazu bewogen, sich die Schlüssel zu Carter Bensons Hütte auszuleihen, wo er sich solange aufzuhalten gedachte, wie ihm nötig schien. Glücklicherweise hatte Benson gerade einen Halbjahresvertrag mit einer Filmgesellschaft in Hollywood unterzeichnet und würde die Hütte zum mindesten solange nicht benutzen.

Und nun war er hier, und hier würde er bleiben, bis er den Plan zu einem Buch entworfen und mit der Niederschrift begonnen hatte. Beenden brauchte er es hier nicht; einmal im Gange damit, brauchte er keine Unterbrechung mehr zu befürchten und konnte beruhigt in seine Stadtwohnung zurückkehren und seine Abende mit Rosalind Hall verbringen.

Und nun lief er schon seit drei Tagen von früh um

neun bis nachmittags um fünf im Zimmer auf und ab und versuchte sich zu konzentrieren. Nüchtern, mitunter fast an der Grenze des Wahnsinns. Da er wußte, daß er seinem Gehirn nicht noch mehr zumuten durfte, benützte er die Abende zur Entspannung und zur Lektüre und gönnte sich einen Schluck Alkohol. Fünf Gläser, um genau zu sein, eine Menge, von der er wußte, daß er sie ohne Nachwirkungen vertragen konnte. Er teilte sich die fünf Gläser so ein, daß er bis elf Uhr nachts damit auskam. Punkt elf war Schlafenszeit für ihn hier draußen in der Hütte. Es ging nichts über eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit – nur daß es ihm bisher noch nicht viel genützt hatte.

Um 20.14 Uhr hatte er sich das dritte Glas eingegossen, das Glas, das bis neun reichen mußte, und hatte soeben zum zweiten Mal daran genippt. Er versuchte zu lesen, kam aber nicht recht voran damit, da seine Gedanken dauernd abschweiften, von seiner Lektüre zu dem, was er schreiben wollte. Gedanken haben das so an sich.

Und da er sich nicht dazu zwang, gelangte er so nahe an die Idee zu einer Geschichte heran wie seit langem nicht. Er dachte müßig darüber nach, was geschehen würde, wenn die Martier ... Plötzlich klopfte es.

Verblüfft starrte er für einen Augenblick auf die Tür, setzte dann erst sein Glas ab und erhob sich aus seinem Stuhl. Der Abend war so still, daß ein Auto sich nicht genähert haben könnte, ohne daß er es gehört hätte, und zu Fuß kam bestimmt niemand hier heraus.

Wieder klopfte es, diesmal lauter.

Luke trat an die Tür, öffnete sie und blickte hinaus in das helle Mondlicht. Zuerst sah er niemand, dann senkte er den Blick.

„Nein, das ist ja wohl nicht möglich!“ sagte er.

Es war ein grünes Männchen, ungefähr dreiviertel Meter groß.

„He, Mack“, sagte es. „Ist dies die Erde?“

„Nein“, wiederholte Luke Devereaux. „Das kann doch nicht möglich sein!“

„Warum nicht? Es muß. Schau mal.“ Das Männchen zeigte nach oben. „Ein einziger Mond und ungefähr von der richtigen Größe und in der richtigen Entfernung. Die Erde ist der einzige Planet mit einem Mond. Mein Planet hat zwei.“

„O, Gott!“ stöhnte Luke. Es gab im Sonnensystem nur einen Planeten mit zwei Monden.

„Komm zu dir, Mack. Ist dies die Erde oder nicht?“

Luke nickte stumm.

„Okay“, sagte das Männchen. „Das hätten wir also klargestellt. Und jetzt sag mal, was ist eigentlich mit dir los?“

Luke stammelte etwas Unzusammenhängendes.

„Bist du blödsinnig? Und ist dies eure Art, Fremde zu empfangen? Willst du mich nicht auffordern, herein zu kommen?“

Luke sagte: „B-bitte schön“ und trat zurück.

Drinne blickte der Martier sich um und runzelte die Stirn. „Was für eine vorsintflutliche Höhle!“ sagte er. „Wohnt ihr alle so oder bist du nur so heruntergekommen? Teufel, was für geschmacklose Möbel!“

„Ich hab sie nicht ausgewählt“, verteidigte sich Luke.
„Sie gehören einem meiner Freunde.“

„Dann hast du einen verdammt schlechten Geschmack, was die Auswahl deiner Freunde angeht. Bist du allein hier?“

„Das“, sagte Luke, „frage ich mich eben. Ich bin mir noch nicht klar, ob ich dich für wirklich oder für eine Halluzination halten soll.“

Der Martier vollführte einen Sprung und landete auf einem Stuhl, wo er mit herunter baumelnden Beinen sitzen blieb. „Wenn du mich für eine Halluzination hältst, hast du Sägespäne im Gehirn, Freundchen.“

Luke sperrte den Mund auf und klappte ihn wieder zu. Plötzlich entsann er sich seines halbvollen Glases und griff hinter sich, wobei er es mit dem Handrücken umstieß. Es ging zwar nicht entzwei, aber der Inhalt floß über den Tisch und auf den Fußboden, ehe er es verhindern konnte. Er fluchte, doch dann fiel ihm ein, daß der Whisky ziemlich verdünnt gewesen war. Und unter den obwaltenden Umständen gelüstete es ihn nach einem unverdünnten, kräftigen Schluck. Er trat an den Ausguß, wo die Flasche stand, und schenkte sich einen halben Becher voll ein.

Langsam ließ er die brennende Flüssigkeit durch seine Kehle rinnen und erstickte beinahe daran. Als er sicher war, daß er sie bei sich behalten werde, kam er zurück, nahm wieder Platz und starrte seinen Besucher an.

„Möchtest dir wohl gern einen ansaufen, wie?“ sagte der Martier.

Luke würdigte ihn keiner Antwort. Und ob er sich ei-

nen ansaufen würde! Langsam aber sicher. Er sah jetzt, daß sein Besucher zwar von menschlicher Gestalt aber ganz und gar nicht menschlich war. Damit zerstreute sich der leichte Verdacht, daß einer seiner Freunde einen Zirkuszwerg gemietet haben könnte, um ihm einen Streich zu spielen.

Martier oder nicht, sein Besucher hatte nichts Menschliches. Er konnte kein Zwerg sein, weil sein Rumpf sehr kurz war und in genauem Verhältnis zu seinen spindeldürren Armen und Beinen stand; Zwerge haben einen langen Rumpf und kurze Beine. Sein Kopf war verhältnismäßig groß und fast kreisrund, der Schädel völlig kahl. Es war auch nicht das geringste Anzeichen für einen Bart vorhanden, und Luke wurde das Gefühl nicht los, daß das Geschöpf am ganzen Körper unbehaart sein müsse.

Das Gesicht – nun, es wies alle Merkmale eines Gesichts auf, aber auch hier war alles außer Proportion. Der Mund war im Verhältnis doppelt so groß wie ein menschlicher Mund, die Nase ebenfalls; die Augen waren klein und durchdringend und standen ziemlich dicht beisammen. Auch die Ohren waren sehr klein und hatten keine Läppchen. Im Mondlicht hatte die Haut olivengrün ausgesehen; hier bei künstlicher Beleuchtung schimmerte sie smaragdgrün.

Jede Hand hatte sechs Finger. Das bedeutete, daß er vermutlich auch zwölf Zehen hatte, aber da er Schuhe trug, ließ sich das nicht mit Bestimmtheit feststellen.

Die Schuhe waren dunkelgrün, die übrigen Kleidungsstücke ebenfalls – enganliegende Hosen und ein lose sit-

zendes Wams, aus dem gleichen Material hergestellt – etwas, das wie Charmeuse aussah oder wie weiches Ziegenleder. Kein Hut.

„Langsam fange ich an, an dich zu glauben“, sagte Luke und nahm noch einen Schluck.

Der Martier knurrte: „Sind alle Menschen so beschränkt wie du? Und so unhöflich? Trinkt man bei euch, ohne seinen Gästen etwas anzubieten?“

„Verzeihung“, sagte Luke. Er erhob sich, um die Flasche und ein zweites Glas zu holen.

„Nicht, daß ich besonders scharf darauf wäre“, erklärte der Martier. „Ich trinke nämlich nicht. Ekelhafte Angewohnheit. Aber du hättest mir wenigstens etwas anbieten können.“

Luke setzte sich wieder und seufzte.

„Das hätte sich freilich gehört“, sagte er. „Ich bitte nochmals um Entschuldigung. Fangen wir also von vorn an. Ich heiße Luke Devereaux.“

„Verdammt alberner Name.“

„Deiner wird mir vielleicht auch komisch vorkommen. Darf man sich danach erkundigen?“

„Man darf.“

Luke seufzte erneut. „Also schön. Wie heißt du?“

„Wir Martier verwenden keine Namen. Lächerlicher Brauch.“

„Sie sind aber ganz nützlich, wenn man jemand rufen will. Sag mal, hast du mich nicht mit Mack angeredet?“

„Klar. Wir nennen jeden Mack oder so ähnlich. Kommt darauf an, in welcher Sprache wir sprechen. Warum soll man sich erst die Mühe machen, einen neuen

Namen für jeden zu lernen, mit dem man redet?“

Luke setzte das Glas noch einmal an. „Hmm“, machte er, „daran ist etwas, aber lassen wir das jetzt und kommen wir zu etwas Wichtigerem. Wie soll ich wissen, ob du wirklich da bist?“

„Mack, ich hab dir doch gesagt, du hast Sägespäne im Gehirn.“

„Das ist es ja gerade“, sagte Luke. „Hab ich wirklich welche? Wenn du tatsächlich da bist, muß ich dir zugestehen, daß du nicht menschlich bist, und wenn ich das zugebe, dann besteht kein Grund, warum ich dir deine Herkunft nicht glauben sollte. Bist du aber nicht vorhanden, dann bin ich entweder betrunken oder jemand macht mir etwas vor. Nun bin ich aber nicht betrunken, das weiß ich ganz genau; vor deinem Auftauchen hatte ich erst zwei Gläser getrunken, schwache noch dazu, die ich kaum gespürt habe.“

„Wozu dann überhaupt erst?“

„Das gehört nicht zu unserem Thema. Es bleiben also nur zwei Möglichkeiten – du bist entweder wirklich vorhanden oder ich bin verrückt.“

Der Martier gab ein unanständiges Geräusch von sich. „Und wieso glaubst du, daß diese Möglichkeiten sich gegenseitig ausschließen? Ich bin tatsächlich vorhanden, darauf kannst du dich verlassen. Aber ich weiß nicht, ob du verrückt bist oder nicht, und es ist mir auch völlig egal.“

Luke seufzte. Es bedurfte anscheinend so manchen Seufzers, um mit einem Martier auszukommen. Oder so manchen Glases. Sein Glas war leer. Er ging und füllte

es. Wiederum mit purem Whisky, nur daß er diesmal ein paar Eiskwürfel hinzufügte.

Ehe er sich wieder hinsetzte, kam ihm ein Gedanke. Er stellte sein Glas ab, sagte: „Einen Augenblick, bitte“, und ging ins Freie. Wenn der Martier wirklich war und tatsächlich vom Mars stammte, dann mußte draußen irgendwo ein Weltraumschiff liegen.

Aber was wäre damit bewiesen, fragte er sich? Wenn es ihm einen Martier vorgaukelte, konnte es ihm dann nicht ebenso gut ein Weltraumschiff vortäuschen?

Es war jedoch weit und breit kein Weltraumschiff zu sehen, weder ein eingebildetes noch ein wirkliches. Der Mond schien hell, das Land war flach und eben, man konnte ziemlich weit sehen. Er ging um die Hütte herum und umschritt seinen dahinter parkenden Wagen, so daß er nach allen Richtungen Ausschau halten konnte. Kein Weltraumschiff.

Er ging wieder hinein, machte es sich bequem, nahm einen tüchtigen Schluck und deutete mit ausgestrecktem Finger plötzlich anklägerisch auf den Martier. „Kein Weltraumschiff“, sagte er.

„Selbstverständlich nicht.“

„Wie bist du dann hergekommen?“

„Das geht dich einen Dreck an, aber ich will es dir verraten. Ich bin gekwimmt.“

„Was heißt das?“

„Paß mal auf“, sagte der Martier. Und war plötzlich aus seinem Stuhl verschwunden. Die Worte „paß mal“ waren aus dem Stuhl gekommen und das Wort „auf“ erklang hinter Lukes Rücken.

Er fuhr herum. Der Martier saß auf der Kante des Gasherdes.

„Mein Gott!“ sagte Luke. „Teleportation!“

„Teleportation, Unsinn“, sagte der Martier. „Dazu bedarf es eines technischen Apparates. Kschwimmen ist eine rein geistige Angelegenheit. Ihr könnt es nicht, weil ihr nicht genug Geist habt.“

Luke nahm noch einen Schluck. „Und du bist die ganze Strecke vom Mars auf diese Weise hierher gekommen?“

„Klar. Den Augenblick, bevor ich hier anklopfte.“

„Hast du hier schon einmal gekschwimmt? Sag mal – “ wieder deutete Luke mit dem Finger auf ihn, „ich möchte wetten, daß ihr, du und deinesgleichen, das schon öfter hier getan habt, was viele abergläubische Vorstellungen erklären würde.“

„Unfug“, sagte der Martier. „Eure abergläubischen Vorstellungen rühren daher, daß ihr Sägespäne im Gehirn habt. Ich bin noch nie hier gewesen. Keiner von uns war jemals hier. Wir haben die Technik des Langstrecken-Kschwimmens gerade erst gelernt. Vorher ging es nur über kurze Entfernungen. Um es im interplanetarischen Maßstab zu tun, muß man über Hokima Bescheid wissen.“

Wieder streckte Luke den Finger aus. „Jetzt hab ich dich! Wie kommt es dann, daß du Englisch sprichst?“

Der Martier kräuselte die Lippen. Sie waren wie geschaffen dazu. „Ich spreche eure sämtlichen leichten und albernsten Sprachen. Zum mindesten alle die, in denen eure Rundfunkstationen senden, und falls es noch andere geben sollte, so kann ich jede von ihnen innerhalb einer

Stunde lernen. Kinderleicht. Unsere Sprache würdest du in tausend Jahren nicht erlernen.“

„Der Teufel soll mich holen“, sagte Luke. „Kein Wunder, daß ihr nicht viel von uns haltet, wenn eure Vorstellungen über uns aus unseren Rundfunksendungen stammen. Ich gebe zu, daß die meisten widerwärtig sind.“

„Wie ihr alle, sonst würdet ihr sie nicht ausstrahlen.“

Luke war nahe daran, seine Beherrschung zu verlieren und nahm noch einen Schluck. Jetzt zweifelte er nicht mehr an der Echtheit seines Besuchers und hielt ihn nicht länger für ein Produkt seiner Phantasie oder seiner Verrücktheit. Wenn er, Luke, wahnsinnig war, dann ließ sich nichts daran ändern, aber wenn dies ein wahrhaftiger Martier war, dann ließ er sich als Verfasser utopischer Romane eine einmalige Gelegenheit entgehen.

„Wie ist es denn auf dem Mars?“ fragte er.

„Geht dich einen Dreck an, Mack.“

Luke griff erneut zum Glase. Er zählte bis zehn und versuchte so ruhig und vernünftig zu bleiben, wie er konnte.

„Hör mal zu“, sagte er. „Ich war zuerst unhöflich, weil ich überrascht war. Es tut mir leid, und ich bitte um Entschuldigung. Können wir nicht Freunde sein?“

„Warum sollten wir? Du gehörst einer minderwertigen Rasse an.“

„Wenn schon aus keinem anderen Grunde, dann nur deswegen, damit es die Unterhaltung für uns beide etwas angenehmer macht.“

„Nicht für mich, Mack. Ich habe es gern, wenn mir

Leute mißfallen. Ich streite mich gern. Wenn du dich zieren und dich anstellen willst, dann such ich mir jemand anderen, mit dem ich schwatzen kann.“

„Halt, warte doch.“ Luke sah plötzlich ein, daß er eine falsche Taktik anwendete, wenn er den Martier zum Bleiben bewegen wollte. Er sagte: „Dann scher dich gefälligst ‘raus, wenn das deine Einstellung ist.“

Der Martier grinste. „Das ist besser. So kommen wir schon eher weiter.“

„Warum bist du auf die Erde gekommen?“

„Auch das geht dich nichts an, aber ich will dir mit Vergnügen einen Hinweis geben. Warum geht ihr Leute hier auf diesem lausigen Planeten in den Zoo?“

„Wie lange gedenkst du hier zu bleiben?“

Der Martier neigte den Kopf zur Seite. „Du bist schwer zu überzeugen, Mack. Ich bin aber nicht Aus – kunft, bitte. Was ich mache und warum, geht dich gar nichts an. Um einen Kindergarten aufzumachen, bin ich schon gar nicht hier.“

Lukes Glas war wieder leer. Er füllte es.

Er starrte den Martier an. Wenn der Kerl Streit suchte, warum nicht? „Du kleine grüne Warze“, sagte er, „man müßte dich – “

„Müßte was? Mir etwas antun? Du und wer noch?“

„Ich, eine Kamera und ein Blitzlicht“, sagte Luke, verwundert, daß er nicht schon früher daran gedacht hatte. „Ich werde zum mindesten eine Aufnahme von dir machen. Und wenn ich sie dann entwickelt habe – “

Er stellte das Glas ab und ging in das Schlafzimmer. Zum Glück war ein Film in der Kamera und eine Patrone

in der Blitzlichtlampe; er hatte sie in seinen Koffer gesteckt, keineswegs in der Erwartung, einen Martier zu fotografieren, sondern weil Benson ihm erklärt hatte, daß nachts oft Präriehunde um die Hütte herumstreunten und er gehofft hatte, einen auf die Platte zu bekommen.

Er eilte zurück, stellte die Kamera rasch ein, hob sie mit der einen Hand empor und die Blitzlichtlampe mit der anderen.

„Soll ich mich in Positur werfen?“ fragte der Martier. Er steckte seine Daumen in die Ohren, schielte und streckte eine lange, grüngelbliche Zunge heraus.

Luke machte die Aufnahme.

Er steckte eine andere Patrone in die Lampe, schraubte den Film weiter und brachte die Kamera erneut in Anschlag. Aber der Martier war nicht mehr vorhanden. Seine Stimme kam aus einer anderen Zimmerecke: „Eine genügt, Mack. Gib dir weiter keine Mühe, es hat doch keinen Zweck.“

Luke fuhr herum, richtete die Kamera, aber ehe er die Lampe emporgehoben hatte, war der Martier verschwunden. Und eine Stimme hinter seinem Rücken riet ihm, es genug sein zu lassen und einen nicht noch größeren Narren aus sich zu machen.

Luke gab es auf und stellte die Kamera beiseite. Schließlich war ihm eine Aufnahme gelungen. Wenn sie entwickelt war, würde entweder ein Martier darauf sein oder nicht. Nur schade, daß es kein Farbfilm war, aber alles Gute war eben nie beisammen.

Er nahm sein Glas wieder in die Hand. Setzte sich damit hin, weil der Boden unter seinen Füßen plötzlich

ein wenig zu schwanken schien. Um ihn zu festigen, nahm er noch einen Schluck.

„Hör mal“, sagte er. „Ihr empfangt unsere Radio-sendungen. Was ist denn mit Fernsehen? Seid ihr hinter der Zeit zurück?“

„Was ist Fernsehen?“

Luke klärte ihn darüber auf.

„Derartige Wellen reichen nicht so weit“, sagte der Martier. „Ein Glück! Es ist schon schlimm genug, euch zuzuhören. Seit ich einen von euch zu Gesicht bekommen habe und weiß, wie ihr aussieht –“

„Dummheit“, sagte Luke. „Ihr habt das Fernsehen einfach nie erfunden.“

„Natürlich nicht. Brauchen es nicht. Wenn sich irgendwo in unserer Welt etwas ereignet, was wir sehen möchten, kwimmen wir hin. Sag mal, bist du eigentlich eine Mißgeburt oder sind alle Leute hier so häßlich wie du?“

Luke nahm gerade einen Schluck, der ihm fast in der Kehle stecken blieb. „Ja, meinst du denn, d u wärest ein schöner Anblick!“

„Für irgendeinen anderen Martier schon.“

„Ich wette, die kleinen Mädchen sind ganz verrückt nach dir“, sagte Luke. „Das heißt, falls ihr bisexuell seid wie wir und es Marsmädchen gibt.“

„Wir sind bisexuell, aber Gott sei Dank nicht so wie ihr. Macht ihr eigentlich in dem abscheulichen Stil weiter wie die Personen in euren Hörspielen? Und seid ihr in dem, was ihr Liebe nennt, mit einer eurer Frauen zusammen?“

„Das geht dich gar nichts an“, erklärte Luke ihm.

„Das meinst du“, sagte der Martier.

Und verschwand.

Luke erhob sich – ein wenig unsicher auf den Beinen – und blickte sich um, ob er in eine andere Ecke des Zimmers gekwimmt wäre. Er war nirgends zu sehen.

Luke setzte sich wieder, schüttelte den Kopf, um ihn klar zu bekommen, und nahm noch einen Schluck, um seine Sinne erneut zu benebeln.

Zum Glück habe ich die Aufnahme, dachte er. Morgen früh würde er nach Los Angeles fahren und sie entwickeln lassen. Wenn nur ein leerer Stuhl darauf zu sehen war, würde er sich in die Behandlung eines Psychiaters begeben, aber schleunigst. Wenn ein Martier darauf war – nun, dann war immer noch Zeit zu überlegen, was man unternehmen könnte, wenn überhaupt etwas.

Sich in der Zwischenzeit so schnell wie möglich zu betrinken, schien ihm das einzig Vernünftige. Er war bereits zu betrunken, um noch in dieser Nacht zurückzufahren, und je schneller er sich in Schlaf trank, umso früher würde er am Morgen aufwachen.

Er schloß die Augen für einen Augenblick, und als er sie öffnete, saß der Martier wieder auf dem Stuhl.

Ihn angrinsend: „Ich war eben in deinem Schlafzimmer, diesem Saustall, und hab deine Korrespondenz gelesen. Puh! Was für Quatsch!“

Korrespondenz? Ich hab doch gar keine Korrespondenz hier, dachte Luke. Doch dann entsann er sich an das kleine Bündel mit drei Briefen von Rosalind, die sie ihm geschrieben hatte, als er vor drei Monaten in New York

bei seinem Verleger gewesen war, um Vorschuß auf ein neues Buch zu bekommen. Er hatte sich eine Woche dort aufgehalten, hauptsächlich, um die Bekanntschaft mit Zeitschriftenredakteuren zu erneuern; er hatte täglich an Rosalind geschrieben, und sie hatte nur drei Mal geantwortet. Es waren die einzigen Briefe, die er je von ihr erhalten hatte, und er hatte sie sorgfältig aufbewahrt, sie in seinen Koffer verstaut, um sie hier draußen noch einmal durchzulesen, wenn es ihm zu einsam wurde.

„Gott, was für Schmus!“ sagte der Martier.

„Herrgottsakrament!“ sagte Luke. „Du hattest kein Recht, in meiner Post zu schnüffeln!“

„Beruhige dich“, sagte der Martier. „Ich habe jedes Recht, das ich mir nehme, und du wolltest mir ja nichts über dein Liebesleben erzählen, Süßer, Liebling, Goldstück.“

„Du hast also tatsächlich darin geschnüffelt, du kleine grüne Warze. Weißt du, was ich möchte –?“

„Was denn?“, sagte der Martier verächtlich.

„Dich packen und dich auf den Mars zurückfeuern, damit du’s genau weißt.“

Der Martier lachte hämisch. „Schon’ deine Lunge lieber für Rosalind, Mack. Ich wette, du glaubst, all das Gesäusel in ihren Briefen wäre aufrichtig gemeint. Ich wette, du glaubst, sie wäre genau so vernarrt in dich wie du in sie.“

„Das ist sie auch – ich meine – Gottverdammtnochmal –“

„Du wirst noch Magengeschwüre kriegen, wenn du dich so aufregst, Mack. Ihr Absender stand auf dem Umschlag. Ich werde mal rasch hinkwimmen und dir Gewißheit verschaffen. Los geht’s!“

„Du bleibst hier-“

Luke war wieder allein.

Und da sein Glas leer war, torkelte er an den Ausguß und füllte es. Er war bereits betrunkenener als seit Jahren, aber je schneller er sich bis zur Bewußtlosigkeit betrank, um so besser. Wenn möglich, noch ehe der Martier zurückkehrte oder –kwimmte, falls er überhaupt wieder auftauchte.

Weil er sich einfach nicht mehr bieten lassen konnte. Ob Halluzination oder Wirklichkeit, egal, er würde den Martier einfach zum Fenster hinauswerfen. Und damit vielleicht einen interplanetarischen Krieg anzetteln.

Auf seinen Stuhl zurückgekehrt, setzte er das Glas an. Dieses eine noch, und er würde endgültig...

„He, Mack, noch nüchtern genug, um dich zu unterhalten?“

Er öffnete die Augen, verwundert darüber, daß sie ihm zugefallen waren. Der Martier war wieder da.

„Mach, daß du wegkommst“, sagte er. „Verschwinde. Morgen werde ich –“

„Komm zu dir, Mack. Ich hab Neuigkeiten für dich, direkt aus Hollywood. Deine kleine Freundin ist tatsächlich zu Hause und hat Sehnsucht nach dir.“

„Hab ich dir nicht gesagt, daß sie mich gern hat. Du kleine grüne –“

„Sie sehnt sich so nach dir, daß sie zum Trost einen anderen bei sich hat. Einen großen Blondnen. Sie nannte ihn Harry.“

Für einen Augenblick wurde Luke nüchtern. Rosalind hatte tatsächlich einen Freund namens Harry, aber das

war platonisch; sie waren befreundet, weil sie in derselben Abteilung bei Paramount arbeiteten. Wahrscheinlich schwatzte der Martier nur ungereimtes Zeug, und er machte einen Versuch, ihn zu überführen.

„Harry Sunderman?“, fragte er. „Schlank, immer flott gekleidet, trägt meistens einen Sakko in grellen Farben –“

„Nein, dieser Harry war nicht jener Harry, Mack. Nicht, wenn er stets Sakkos in grellen Farben trägt. Dieser Harry hatte außer einer Armbanduhr gar nichts an.“

Luke Devereaux sprang brüllend auf und stürzte sich auf den Martier. Mit ausgestreckten Händen griff er nach einer grünen Kehle.

Und beide Hände gingen glatt hindurch und verhakten sich ineinander.

Das grüne Männchen grinste und streckte ihm die Zunge heraus. Dann nahm es sie wieder herein. „Willst du wissen, was sie gemacht haben, Mack, deine Rosalind und ihr Harry?“

Luke gab keine Antwort. Er torkelte nach seinem Glas, ergriff es und leerte es in einem Zuge.

Das war das letzte, woran er sich erinnerte, als er am Morgen erwachte. Er lag auf dem Bett; irgendwie hatte er das noch geschafft. Aber er lag auf den Decken und nicht darunter und hatte noch sämtliche Sachen, sogar die Schuhe an.

Er hatte fürchterliche Kopfschmerzen und einen ekelhaften Geschmack im Munde.

Er richtete sich auf und blickte sich ängstlich um.

Kein grünes Männchen.

Trat an die Wohnzimmertür und lugte hindurch. Kam

zurück, starrte den Herd an und fragte sich, ob es lohne, Kaffee zu kochen.

Kam zu der Überzeugung, daß es sich nicht erst lohne, da er unterwegs eine Tasse trinken konnte. Nur schnell raus hier. Er würde nicht einmal aufräumen oder packen. Er konnte später zurückkommen und seine Sachen holen. Oder jemand darum bitten, falls er längere Zeit in einer Anstalt zubringen sollte.

Er würde nicht einmal baden oder sich rasieren; das konnte er zu Hause nachholen; er hatte einen zweiten Rasierapparat in seiner Wohnung, und seine besseren Sachen befanden sich ohnehin noch dort.

Und danach, was?

Darüber konnte er sich später den Kopf zerbrechen. Bis dahin würde er wieder in besserer Verfassung sein, fähig, sich alles in Ruhe zu überlegen.

Als er das andere Zimmer durchquerte, sah er die Kamera stehen, zögerte kurz und ergriff sie, um sie mitzunehmen. Das Bild! Trotzdem seine Hände glatt durch ihn hindurchgegangen waren, bestand immer noch die Möglichkeit, daß ein wirklicher Martier und nicht nur eine Erscheinung auf dem Stuhl gesessen hatte. Vielleicht konnten Martier nicht nur kwimmen, sondern verfügten noch über andere seltsame Fähigkeiten.

Ja, falls sich ein Martier auf jener Fotografie befand, würde diese Tatsache sein ganzes Denken verändern, und so konnte er ebenso gut die Möglichkeit ausschließen, bevor er weitere Entscheidungen traf.

Und wenn nicht – nun, dann wäre es das Vernünftigste, alle Hemmungen zu überwinden und Margie anzu-

rufen und sie nach dem Namen des Psychiaters zu fragen, zu dem sie ihn schon während ihrer Ehe hatte schicken wollen. Vor ihrer Hochzeit hatte sie als Pflegerin in verschiedenen Nervenkliniken gearbeitet und ihren alten Beruf wieder aufgenommen, nachdem sie sich getrennt hatten. Sie hatte ihm erzählt, daß sie hauptsächlich Psychologie studiert und selber gern Psychiaterin geworden wäre, wenn sie die Mittel dazu gehabt hätte.

Er trat ins Freie, versperrte die Tür und ging um das Haus herum zu seinem Wagen.

Das grüne Männchen hockte auf dem Kühler.

„He, Mack“, sagte es. „Du siehst schauerlich aus. Kein Wunder. Trinken ist eine abscheuliche Angewohnheit.“

Luke drehte sich um und kehrte ins Haus zurück. Er ergriff die Flasche, goß sich ein Glas voll ein und kippte es hinunter. Vorher hatte er der Versuchung dazu widerstanden. Aber wenn es ihm noch immer etwas vorgaukelte, hatte er einen Schluck nötig. Nachdem sich das Brennen im Halse gelegt hatte, fühlte er sich körperlich wohler. Nicht viel, aber etwas.

Er versperrte das Haus wieder und ging zurück zu seinem Wagen. Der Martier war noch da. Luke stieg ein und ließ den Motor an.

Dann lehnte er den Kopf zum Fenster hinaus. „He! Wie soll ich denn sehen, wohin ich fahre, wenn du dort vorn hockst!“

Der Martier warf einen Blick zurück und höhnte: „Mir ist das doch völlig egal, ob du was sehen kannst oder nicht. Wenn du einen Unfall hast, mir macht das nichts aus.“

Luke seufzte, fuhr an und legte die primitive Wegstrecke bis zur Autobahn mit herausgestrecktem Kopf zurück. Halluzination oder nicht, der kleine Mann war nicht durchsichtig, und so mußte er notgedrungen an ihm vorbeischaun.

Er überlegte, ob er an irgendeiner Raststätte Halt machen sollte um Kaffee zu trinken und entschied sich dafür. Vielleicht blieb der Martier, wo er war. Aber auch wenn er das Lokal betrat, so würde ihn ohnehin niemand wahrnehmen können, es war also völlig gleichgültig. Er, Luke, mußte nur daran denken, nicht mit ihm zu reden.

Der Martier sprang herunter, als er den Wagen parkte und folgte ihm in das Lokal. Im Augenblick waren zufällig keine anderen Gäste anwesend. Nur ein hohlwangiger Kellner mit einer schmutzigen weißen Schürze.

Luke nahm auf einem Hocker Platz. Der Martier sprang auf den danebenstehenden Hocker und stützte die Ellenbogen auf die Theke.

Der Kellner wandte sich um und starrte an Luke vorbei. Er stöhnte: „Mein Gott, schon wieder einer!“

„Huh?“ sagte Luke. „Schon wieder was?“ Er klammerte sich so fest an die Thekenkante, daß seine Finger schmerzten.

„Schon wieder so ein gottverdammter Martier“, sagte der Mann. „Sehen Sie ihn denn nicht?“

Luke schöpfte tief Luft und atmete langsam aus. „Wollen Sie damit sagen, daß es noch mehr von dieser Sorte gibt?“

Der Kellner starrte Luke fassungslos an. „Wo waren Sie denn gestern Nacht, Mister? Allein draußen in der

Wüste, ohne Radio und Fernsehapparat? Heiland, es gibt Millionen von ihnen!“

2

Der Kellner irrte. Spätere Schätzungen ergaben, daß es sich um etwa eine Milliarde handelte.

Und jetzt wollen wir Luke Devereaux eine Weile sich selbst überlassen – wir werden später zu ihm zurückkehren – und einen Blick auf die Vorgänge werfen, die sich anderswo abspielten, während Luke in der Benson-Hütte in der Umgebung von Indio Besuch hatte.

Schätzungsweise eine Milliarde Martier. Das ergab auf die Gesamtbevölkerung der Erde – Männer, Frauen, Kinder – umgerechnet etwa einen Martier auf drei Menschen.

Allein in den Vereinigten Staaten gab es nahezu sechzig Millionen und eine der Einwohnerzahl entsprechende Menge in allen anderen Ländern der Welt. Soweit man mit einigermaßen Bestimmtheit ermitteln konnte, tauchten sie überall gleichzeitig auf. In der Pazifischen Zeitzone war es 20.14 Uhr gewesen. Andere Zeitzonen, andere Tageszeiten. In New York war es drei Stunden später, 23.14 Uhr, als die Theater gerade zu Ende waren und es in den Nachtclubs geräuschvoll wurde. (Nach dem Kommen der Martier ging es dort noch bei weitem geräuschvoller zu.) In London war es morgens 4.14 Uhr – aber die Menschen wurden trotzdem munter; die Martier bereiteten ihnen ein fröhliches Erwachen. In Moskau war es frühmorgens kurz nach sieben, als man sich gerade zur Arbeit rüstete – und die Tatsache, daß viele Leute sich

tatsächlich auf den Weg machten, spricht für ihren Mut. Vielleicht war auch ihre Furcht vor dem Kreml größer als vor den Martiern. In Tokio war es 13.14 Uhr und in Honolulu 18.14 Uhr.

An jenem Abend starben viele Menschen. Oder an jenem Morgen oder Nachmittag, je nachdem, wo sie sich befanden.

Allein in den Vereinigten Staaten werden die Verluste auf dreißigtausend geschätzt, wobei die meisten Todesfälle sich unmittelbar bei oder kurz nach der Ankunft der Martier ereigneten.

Einige starben an Herzschlag aus reiner Angst. Andere erlitten Schlaganfälle. Viele erlagen ihren Schußverletzungen, weil viele Leute nach Flinten griffen, um die Martier niederzuschießen. Die Kugeln gingen jedoch glatt durch die Martier hindurch, ohne sie zu verwunden, und landeten nur allzu häufig in menschlichen Körpern. Viele Leute kamen bei Automobilunfällen ums Leben. Einige Martier hatten sich in fahrende Kraftwagen gekwimmt, gewöhnlich auf den Vordersitz neben den Fahrer. „Schneller, Mack, schneller“ – wenn diese Worte von einem Sitz kommen, den der Fahrer für leer hält, so ist das nicht gerade geeignet, ihm eine größere Kontrolle über den Wagen zu verleihen, auch wenn er sich nicht umdreht.

Verluste unter den Martiern waren gleich Null, obwohl sie häufig angegriffen wurden – manchmal auf den ersten Anblick, aber öfter, wie im Falle Luke Devereaux, nachdem man sie dazu angestachelt hatte – mit Flinten, Messern, Äxten, Stühlen, Heugabeln, Geschirr, Hackmessern, Saxophonen, Büchern, Tischen, Schrauben-

schlüsseln, Hämmern, Sensen, Lampen und Rasenmähdmaschinen, mit allem, was gerade greifbar war. Die Martier höhnten und schmähten.

Andere Leute versuchten sie freundschaftlich zu empfangen und sich mit ihnen auf guten Fuß zu stellen. Ihnen gegenüber waren die Martier noch ausfälliger.

Aber wo sie auch auftauchten und wie sie auch empfangen wurden – zu sagen, daß sie Unruhe und Verwirrung gestiftet hätten, wäre die größte Unterbewertung des Jahrhunderts.

3

Man denke beispielsweise an die bedauerliche Aufeinanderfolge der Ereignisse im Fernsehstudio KVAK, Chikago. Nicht daß sich dort etwas grundsätzlich anderes abspielte als in allen anderen Fernsehstationen, die gerade eine Direkt – Übertragung sendeten, aber wir können leider nicht auf alle eingehen.

Auf dem Programm stand eine für das Fernsehen bearbeitete Fassung von „Romeo und Julia“ mit Richard Bretain, dem größten lebenden Shakespeare-Darsteller, und mit Helen Ferguson als Partnerin.

Das Schauspiel hatte um 22.00 Uhr begonnen und vierzehn Minuten später war es bis zu der Balkonszene des zweiten Aktes gediehen. Julia war soeben auf dem Balkon erschienen, und der unten stehende Romeo hielt mit sonorer Stimme gerade die berühmteste aller romantischen Ansprachen:

„Doch still, was schimmert durch das Fenster dort?“

Es ist der Ost, und Julia die Sonne!
Geh auf, du holde Sonn'! Ertöte Lunen,
Die neidisch ist und schon vor Grame bleich,
Daß du viel schöner bist ...“

So weit war er gekommen, als plötzlich, etwas zur Linken von Helen Ferguson, ein grünes Männchen auf der Balkonbrüstung hockte.

Richard Britain schluckte und geriet ins Stottern, faßte sich jedoch gleich wieder und spielte weiter. Schließlich hatte er keinen Beweis, daß noch jemand außer ihm die Erscheinung sah. Und das Stück mußte auf alle Fälle weitergehen. Tapfer fuhr er fort:

„... obwohl ihr dienend.
Oh, da sie neidisch ist, so dien' ihr nicht,
Nur Toren gehn in ihrer blassen grünen –“

Das Wort grün blieb ihm im Halse stecken. Er hielt inne, um Atem zu schöpfen, und vernahm in der kurzen Pause ein kollektives Gemurmel, das von überall her aus dem Studio zu kommen schien.

Und in dieser Pause sagte der kleine Mann mit lauter, vernehmlicher und hämischer Stimme: „Mack, das ist ganz großer Blödsinn, und du weißt es sehr genau.“

Julia richtete sich auf, wandte sich um und erblickte das Männchen auf der Brüstung neben sich. Sie stieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht.

Der kleine Mann schaute ungerührt auf sie herunter. „Was zum Teufel ist denn in dich gefahren, Puppe?“, wollte er wissen.

Der Regisseur des Stückes war ein tapferer, energischer Mann. Vor zwanzig Jahren war er Leutnant bei der

Marineinfanterie gewesen und hatte seine Leute bei den Angriffen auf Tarawa und Kwajalein geführt; für Tapferkeit über die bloße Pflichterfüllung hinaus war er zu einer Zeit, als bloße Pflichterfüllung praktisch Selbstmord bedeutete, zweimal ausgezeichnet worden. Seitdem hatte er fünfzig Pfund zugenommen und bewohnte ein Haus mit Erkerfenstern, war aber immer noch ein tapferer Mann.

Er bewies es, indem er seinen Platz neben der Kamera verließ und nach vorn stürzte, um den Eindringling zu packen und hinauszubefördern.

Er packte zu, aber nichts geschah. Der kleine Mann ließ eine obszöne Bemerkung in waschechtem Brooklyn-Stil fallen. Dann stellte er sich auf die Brüstung, und während der Regisseur sich vergeblich bemühte, ihn an den Fußknöcheln zu packen und nicht durch sie hindurch zu greifen, vollführte er eine Wendung nach der Kamera hin, hob seine rechte Hand und machte eine lange Nase.

In diesem Augenblick hatte der Mann im Kontrollraum plötzlich soviel Geistesgegenwart, die Übertragung abzuschalten, und niemand außer den im Studio Anwesenden weiß, was danach geschah.

Von den fünfhunderttausend Zuschauern am Bildschirm war ohnehin nur ein geringer Bruchteil den Darbietungen bis zu diesem Punkt gefolgt. Die meisten von ihnen hatten selber Martier in ihren Wohnungen.

Oder man nehme den traurigen Fall jungvermählter Paare auf Hochzeitsreise – und in jedem gegebenen Augen-

blick, einschließlich des in Frage stehenden, befindet sich eine Anzahl von jungen Paaren auf Hochzeitsreise oder auf einem angemessenen, wenn auch weniger legalen Gegenstück zu Hochzeitsreisen.

Nehmen wir als erstbestes Beispiel Mr. und Mrs. William R. Gruder, fünfundzwanzig beziehungsweise zweiundzwanzig Jahre alt, die am selben Tage in Denver geheiratet hatten. Bill Gruder war Fähnrich bei der Marine und z. Zt. auf Treasure Island, San Franzisko, stationiert, wo er einen Schulungskursus leitete. Seine junge Frau, Dorothy Gruder, geborene Armstrong, hatte in der Annoncenexpedition der „Chicago Tribune“ gearbeitet. Sie hatten sich kennengelernt und ineinander verliebt, als Bill zur Ausbildung in einem Lager in der Nähe Chikagos gewesen war. Nach seiner Versetzung nach San Franzisko hatten sie beschlossen, am ersten Tage eines Wochenurlaubs, der Bill zustand, zu heiraten, und sich zu diesem Zweck auf halbem Wege, in Denver, zu treffen. Und diese eine Flitterwoche in Denver zu verbringen und dann zusammen nach San Franzisko zurückzukehren.

Sie waren um vier Uhr an jenem Nachmittag getraut worden, und wenn sie geahnt hätten, was sich innerhalb weniger Stunden ereignen würde, wären sie schleunigst in ein Hotel gegangen, um etwas von ihrer jungen Ehe zu haben, ehe die Martier kamen. Aber sie waren natürlich ahnungslos.

Dabei konnten sie einesteils immer noch von Glück sagen. Sie hatten nicht sofort einen Martier auf dem Halse und Zeit, sich innerlich darauf vorzubereiten, ehe sie einen zu Gesicht bekamen.

Um 9.14 Uhr an jenem Abend, Gebirgszeit, hatten sie sich gerade in einem Hotel eingetragen (nachdem sie in aller Ausgiebigkeit zu Abend gegessen und danach bei ein paar Cocktails zusammen gegessen hatten, um sich gegenseitig zu beweisen, daß sie die Willenskraft besaßen, solange zu warten, bis es schicklich schien, zu Bett zu gehen und sie schließlich nicht nur deswegen geheiratet hätten), und der Page setzte ihre Koffer gerade im Zimmer ab.

Als Bill ihm ein ziemlich großzügiges Trinkgeld in die Hand drückte, hörten sie etwas, was sich als eine Reihe von Geräuschen erwies. In einem nicht weit abgelegenen Zimmer schrie jemand, und der Schrei wurde wie durch ein vielfältiges Echo aus verschiedenen Richtungen zurückgeworfen. Man vernahm wütende männliche Stimmen. Dann sechs Revolverschüsse in rascher Folge. Rennende Schritte auf dem Gang.

Und andere rennende Schritte auf der Straße draußen, wie es schien, ein plötzliches Aufquietschen von Bremsen, und wieder mehrere Schüsse. Und eine laute Stimme, die aus dem Zimmer nebenan zu kommen schien, zu gedämpft, als daß man die Worte hätte verstehen können. Es klang jedoch, als fluchte jemand kräftig.

Bill schaute den Pagen stirnrunzelnd an. „Ich dachte, dies wäre ein ruhiges Hotel, ein gutes. Früher war es das.“

Das Gesicht des Pagen drückte Bestürzung aus. „Das ist es noch, Sir. Ich kann mir nicht vorstellen, was –“

Er trat rasch an die Tür, öffnete sie und schaute den Gang hinauf und hinunter. Aber wer immer dort entlang

gerannt sein mochte, war inzwischen um eine Biegung verschwunden.

Er sagte über seine Schulter hinweg: „Es tut mir leid, Sir. Ich weiß nicht, was los ist, aber etwas stimmt nicht. Ich werde mal unten in der Anmeldung nachschauen – und Ihnen rate ich, die Tür fest zu verriegeln. Gute Nacht und vielen Dank.“

Er zog die Tür hinter sich zu, und Bill ging hinüber und schob den Riegel vor. Dann wandte er sich zu Dorothy um. „Wahrscheinlich hat es nichts weiter auf sich, Liebling. Vergessen wir es.“

Er trat einen Schritt auf sie zu und blieb stehen, als eine weitere Salve von Schüssen ertönte, diesmal unverkennbar von der Straße, und mehr rennende Schritte. Ihr Zimmer lag im dritten Stock, eines der Fenster stand einen Spalt offen, die Geräusche waren klar und unverwechselbar.

„Augenblick, Liebling“, sagte Bill. „Es scheint tatsächlich etwas nicht zu stimmen.“

Er näherte sich dem Fenster, schob es hoch, lehnte sich hinaus und blickte hinunter. Dorothy trat neben ihn.

Zuerst sahen sie nichts, nur eine leere Straße mit einigen parkenden Wagen. Dann kamen aus dem Eingang zu einem Apartment-Haus auf der gegenüberliegenden Straßenseite ein Mann und ein Kind gerannt. Aber war es ein Kind? Selbst in dieser Entfernung und bei dieser trüben Beleuchtung haftete ihm etwas Seltsames an. Der Mann blieb stehen und versetzte dem Kind, falls es sich um ein Kind handelte, einen kräftigen Fußtritt. Von ihrem Beobachtungsposten sah es aus, als ginge der Fuß des Mannes glatt durch das Kind hindurch.

Der Mann stürzte rücklings hin, erhob sich und rannte weiter, und das Kind rannte mit ihm mit. Einer von beiden redete, aber sie konnten die Worte nicht verstehen und wußten auch nicht wer redete, nur daß es sich nicht wie eine Kinderstimme anhörte.

Dann verschwanden sie um eine Ecke. Aus einer anderen Richtung peitschten von ferne erneut Schüsse durch die Nacht.

Zu sehen war im Augenblick jedoch nichts.

Sie zogen die Köpfe zurück und schauten sich an.

„Bill“, sagte Dorothy, „etwas – könnte etwa eine Revolution ausgebrochen sein, oder – oder was?“

„Ach wo, nicht hier. Aber – “ Sein Blick fiel auf einen Radioapparat auf dem Toilettentisch, der durch den Einwurf eines Geldstückes in Betrieb zu setzen war; er ging darauf zu und holte lose Münzen aus seiner Tasche. Er fand einen Vierteldollar darunter, steckte ihn in den Einwurf und drückte den Knopf. Das Mädchen war neben ihn getreten, und so standen sie, jeder den Arm um den andern gelegt, starrten auf den Apparat und warteten, bis er warm werden würde. Als er anfang zu summen, streckte Bill die freie Hand aus und drehte an der Einstellung, bis eine Stimme ertönte, eine laute, erregte Stimme.

„ ... Martier, definitiv Martier“, sagte die Stimme. „Aber behaltet um Gottes willen die Ruhe, Leute. Habt keine Angst, aber versucht nicht, sie zu attackieren. Es nützt gar nichts. Außerdem sind sie harmlos. Sie können Euch nichts anhaben, aus demselben Grunde, aus dem Ihr ihnen nichts anhaben könnt. Ich wiederhole, sie sind harmlos.“

Ich wiederhole, man kann ihnen nichts anhaben. Die Hand geht glatt durch sie hindurch wie durch Rauch. Kugeln, Messer und andere Waffen sind aus demselben Grunde nutzlos. Und so weit wir informiert sind, hat auch noch keiner von ihnen versucht, einem Menschen ernsthaft Schaden zuzufügen. Also bewahrt die Ruhe und behaltet die Nerven.“

Eine andere Stimme schaltete sich ein und gab in mehr oder weniger verstümmelter Form wieder, was gesagt worden war, aber die Stimme des Ansagers übertönte die neue Stimme: „Ja, es sitzt eben einer vor mir und redet auf mich ein, aber ich halte meinen Mund so dicht an das Mikrophon, daß –“

„Bill, das ist doch bloß Schwindel und Sensationsmache. Vor zwanzig Jahren oder so haben sie schon einmal etwas Derartiges gesendet, meine Eltern haben mir davon erzählt – Schalt’ einen anderen Sender ein.“

Bill sagte: „Damit hast du wahrscheinlich recht, Liebling“, und drehte an dem Suchknopf.

Eine andere Stimme: „... keine Aufregung, Leute. Es haben sich bereits eine ganze Anzahl von Menschen tödliche Verletzungen oder schwerere und leichtere Verwundungen beigebracht, indem sie versucht haben, Martier umzubringen, die einfach nicht umzubringen sind. Also unterlaßt den Versuch. Bleibt ruhig. Ja, sie sind auf der ganzen Welt vorhanden, nicht nur hier in Denver. Wir stehen mit allen erreichbaren Sendern, die noch in Betrieb sind, in Verbindung, und alle melden Martier, selbst die von der anderen Seite des Erdballs.

Aber sie tun euch nichts. Ich wiederhole, sie tun euch

nichts. Also keine Aufregung und Ruhe bewahren. Da sitzt eben einer auf meiner Schulter – er hat mir etwas zu sagen versucht, aber ich weiß nicht was, weil ich selber geredet habe. Aber ich werde ihm das Mikrophon hinhalten und ihn bitten, euch zu beruhigen. Hier bei uns waren sie ziemlich unverschämt – aber wenn er begreift, daß er zu einer Millionenhörerschaft spricht, wird er wohl – Hier, mein Lieber, möchtest du nicht unserer großen Hörerschaft ein beruhigendes Wort sagen?“ Eine andere Stimme sprach, eine Stimme, die etwas schriller klang als die des Ansagers: „Danke, Mack. Ich wollte dir nur sagen, daß du mich – na, du weißt schon – und jetzt kann ich dasselbe all den lieben Hörern –“

Die Station schaltete ab.

Bill und Dorothy hatten sich gegenseitig losgelassen. Sie schauten sich ungläubig an. Dann sagte sie kaum hörbar: „Versuch es noch einmal mit einem anderen Sender. Das kann doch nicht –“

Bill Gruder streckte den Arm aus, gelangte aber mit der Hand nicht bis an den Suchknopf.

Hinter ihnen im Zimmer sagte eine Stimme: „He, Mack. He, Puppe.“

Sie fuhren herum. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, was sie sahen; der Leser weiß es bereits. Er hockte mit übereinandergeschlagenen Beinen auf dem Fensterbrett, über das sie sich vor einigen Minuten hinausgelehnt hatten.

Keiner von ihnen sagte etwas, und so verstrich eine volle Minute. Es geschah weiter nichts, als daß Bill Dorothys Hand fand und sie drückte.

Der Martier grinste sie an. „Hat es euch die Sprache verschlagen?“

Bill räusperte sich. „Sind wir hier im McCoy-Hotel und bist du – bist du wirklich ein Martier?“

„Mein Gott, bist du dumm! Diese Frage zu stellen, nach allem, was du gerade gehört hast!“

„Du elender kleiner –“

Als er ihre Hand losließ und sich auf das Männchen stürzen wollte, packte Dorothy ihren Mann am Arm. „Bill; laß dich nicht hinreißen. Denk daran, was das Radio gesagt hat.“

Bill Gruder sank in sich zusammen, funkelte aber noch immer wild mit den Augen. „Schön“, sagte er zu dem Martier. „Was willst du eigentlich?“

„Nichts, Mack. Was könntest du mir schon bieten?“

„Dann mach, daß du fortkommst. Wir brauchen hier niemand.“

„Oh, jungvermählt, wie?“

Dorothy sagte: „Wir haben diesen Nachmittag geheiratet.“ Sagte es sehr stolz.

„Ausgezeichnet“, sagte der Martier. „Dann könnt ihr mir tatsächlich etwas bieten. Ich habe von euren ekelhaften Paarungsangewohnheiten gehört. Nun kann ich endlich einmal dabei zuschauen.“

Bill Gruder riß sich von seiner jungen Frau los und durchquerte das Zimmer. Er streckte die Hand nach dem Martier auf dem Fensterbrett aus und griff glatt durch ihn hindurch. Er fiel so vehement vornüber, daß er fast zum Fenster hinausgestürzt wäre.

„Nicht so jähzornig“, sagte der Martier. „Ruhe, Ruhe.“

Bill kehrte zu seiner Dorothy zurück, legte den Arm beschützend um sie und rollte mit den Augen.

„Ich will verdammt sein“, sagte er. „Er ist einfach nicht mehr da.“

„Das bildest du dir ein, du Narr“, sagte der Martier.

Dorothy sagte: „Es ist genau, wie es durch's Radio gekommen ist, Bill. Aber denk daran, daß er uns auch nichts Ernsthaftes anhaben kann.“

„Sein Vorhandensein ist gerade schlimm genug.“

„Ihr wißt doch, worauf ich warte“, sagte der Martier. „Wenn Ihr mich los werden wollt, fangt an. Ihr entkleidet Euch doch zuerst, nicht wahr? Also los, zieht Euch aus.“

Bill wollte sich erneut auf ihn stürzen. „Du kleiner grüner – “

Dorothy hielt ihn zurück. „Laß es mich einmal mit ihm versuchen.“ Sie trat hinter ihrem Mann hervor und schaute den Martier flehend an. „Du verstehst das nicht“, sagte sie. „Wir lieben uns nur, wenn wir ungestört sind. Wir können und werden es nicht tun, bis du uns verläßt. Bitte geh.“

„Das könnte dir so passen, Puppe. Ich bleibe.“

Und er blieb.

Für dreieinhalb Stunden saßen sie Seite an Seite auf dem Bettrand und versuchten ihn zu ignorieren und hofften, daß er die Geduld verlieren würde.

Hin und wieder redeten sie ein paar Worte miteinander, oder versuchten es, aber es kam keine sehr geistvolle Unterhaltung dabei heraus. Hin und wieder schaltete Bill das Radio ein, in der Hoffnung, daß inzwischen jemand Mittel und Wege entdeckt hätte, wie

mit Martiern umzugehen sei.

Aber ein Sender war wie der andere – sie hörten sich alle wie schlecht organisierte Irrenanstalten an – bis auf jene, die längst endgültig abgeschaltet hatten. Und niemand hatte ein Mittel entdeckt, wie man den Martiern wirksam entgegentreten konnte. Von Zeit zu Zeit kam ein Bulletin heraus, eine Verlautbarung des Präsidenten der Vereinigten Staaten, des Vorsitzenden der Atom-Energie-Kommission oder einer gleichbedeutenden Persönlichkeit. Alle rieten, die Ruhe zu bewahren und sich, wenn möglich, mit den Martiern anzufreunden. Aber kein Sender brachte auch nur ein einziges Beispiel dafür, daß es einem Menschen gelungen wäre, mit einem Martier Freundschaft zu schließen.

Der Martier würdigte die Gruders anscheinend überhaupt keiner Beachtung. Er hatte ein kleines querpfeifenähnliches Instrument aus seiner Tasche gezogen und blies darauf und entlockte ihm Töne, die klangen, als wäre ein Erdnußwagen verrückt geworden.

Mitunter setzte er das Instrument ab, blickte sie an, sagte jedoch kein Wort, was viel aufreizender war, als hätte er etwas gesagt.

Gegen ein Uhr morgens war Bill Gruders Geduld erschöpft. Er sagte: „Zum Teufel damit! Er kann in der Dunkelheit doch nichts sehen, und wenn ich die Jalousien herunterlasse, ehe ich das Licht ausmache – “

Dorotheys Stimme klang besorgt. „Wir wissen doch gar nicht, ob er nicht auch im Dunkeln sehen kann, Liebster. Katzen und Eulen können.“

Bill zögerte, aber nur einen Augenblick. „Verdammt

noch mal, Liebstes, selbst wenn er im Dunkeln sehen kann, kann er nicht unter die Decken schauen. Wir können uns sogar unter den Decken ausziehen.“

Er trat an das Fenster, schloß es, ließ den Vorhang herunter und machte sich ein Vergnügen daraus, bei beiden Verrichtungen mitten durch den Martier hindurch zu greifen. Tastete sich zum Bett zurück.

Und obwohl sie etwas gehemmt waren und es sich nicht eingestehen wollten, wurde es doch noch eine Hochzeitsnacht.

Sie wären etwas weniger glücklich gewesen (und waren es auch am nächsten Tage), hätten sie gewußt, wie man alsbald herausfand, daß Martier nicht nur im Dunkeln sehen, sondern mit ihren Blicken auch Decken durchdringen konnten. Sogar Wände. Sie schienen irgendeinen Röntgenblick zu haben, der alles durchdrang. Und konnten sogar die kleinste Schrift auf zusammengefalteten Dokumenten in verschlossenen Schubfächern oder Geldschränken entziffern. Sie waren imstande, Briefe und selbst Bücher zu lesen, ohne sie zu öffnen.

Als das publik wurde, wußte man, daß keinerlei Privatleben mehr möglich war, solange die Martier blieben. Selbst wenn sich kein Martier im Zimmer befand, konnte immer einer im nächsten Zimmer oder draußen hocken und alles mit ansehen.

Aber wir greifen voraus, da nur wenige Leute es in dieser ersten Nacht erfuhren oder ahnten. (Luke Deveaux hätte es ahnen sollen, da sein Martier Rosalinds Briefe, die in einem verschlossenen Koffer steckten, gelesen hatte – aber damals wußte Luke noch nicht, ob der

Martier den Koffer nicht vielleicht geöffnet hatte. Und als Luke Bescheid wußte, war er nicht mehr in der Verfassung, die beiden Tatsachen in Verbindung zu bringen.) Und schon in der ersten Nacht, noch ehe man sich der Tragweite bewußt war, müssen die Martier eine Menge zu Gesicht bekommen haben. Besonders die vielen Tausende, die in bereits verdunkelte Zimmer kwimmten und von den Vorgängen, die sich dort abspielten, so hingerissen waren, daß sie für eine Weile den Mund hielten.

5

Amerikas zweitpopulärster Sport, zu dessen Ausübung man das Haus nicht zu verlassen braucht, erlitt an jenem Abend eine noch größere Schlappe und wurde danach völlig unmöglich.

Vergegenwärtigen wir uns, was den Männern zustieß, die jeden Donnerstag Abend in George Kellers Hause am Strand ein paar Meilen nördlich von Laguna Poker spielten. George war Junggeselle und lebte im Ruhestand; er verbrachte das ganze Jahr dort. All die anderen wohnten in Laguna und waren Angestellte oder Geschäftsleute.

An jenem fraglichen Donnerstag waren sechs von ihnen versammelt, einschließlich George. Gerade die richtige Anzahl für ein gutes Spiel, und sie spielten ein gutes Spiel, allesamt, mit Einsätzen, die gerade hoch genug waren, um es aufregend zu machen, aber nicht hoch genug, um die Verlierer ernsthaft zu schädigen. Für sie alle war Poker mehr eine Religion als ein Laster. Die Don-

nerstagabende von gegen acht bis gegen eins – mitunter bis um zwei – waren Glanzpunkte ihres Daseins, Stunden, auf die sie sich die ganze Woche freuten.

Als Fanatiker konnte man sie nicht gut bezeichnen, wohl aber konnte man sie leidenschaftliche Spieler nennen.

Ein paar Minuten nach acht saßen sie, bequem in Hemdsärmeln, die Schlipse gelockert oder abgelegt, um den großen Tisch im Wohnzimmer, bereit anzufangen, sobald George mit dem Durchmischen des neuen Decks fertig wäre. Sie hatten sämtlich Chips gekauft, und vor ihnen standen klirrende Gläser oder geöffnete Bierbüchsen. (Sie tranken stets, aber immer mäßig, nie soviel, als daß es das Spiel beeinträchtigt hätte.)

George war mit dem Mischen fertig und teilte die aufgedeckten Karten aus, um zu sehen, wer einen Buben bekäme und zuerst geben müßte; er ging an Gerry Dix, den ersten Kassierer in der Laguna Bank.

Dix gab und gewann das erste Spiel mit drei Zehnen. Es war jedoch nur ein kleiner Pot; nur George hatte auf Grund von einem Neunerpaar mitgehalten, seine Hand indes nicht verbessert.

Als nächster war Bob Trimble, der Eigentümer der örtlichen Schreibwarenhandlung, zum Geben dran. „Setzt, Jungens“, sagte er. „Diesmal wird es besser. Jeder kriegt gute Karten.“

Auf der anderen Seite des Zimmers erklang leise Musik aus dem Radio. George Keller liebte musikalische Untermauerung und wußte genau, welche Stationen er Donnerstagabend einschalten mußte.

Trimble gab. George nahm seine Karten an sich und

sah zwei Meine Paare, Sieben und Dreien. Etwas schwach zum Eröffnen, jemand würde wahrscheinlich drüber gehen. Wenn ein anderer eröffnete, konnte er mithalten und eine Karte ziehen. „Passe“, sagte er.

Zwei weitere paßten und dann eröffnete Wainright – Harry Wainright, Geschäftsführer eines kleinen Warenhauses in Laguna-Süd – den Pot mit einer roten Spielmarke. Dix und Trimble hielten mit, und George tat dasselbe. Die Männer, die zwischen George und Wainright gepaßt hatten, paßten wiederum. Somit blieben vier Mann im Spiel, und wenn George Glück hatte und zu seinen beiden kleinen Paaren gut zufand, war er wahrscheinlich Gewinner.

Trimble sagte: „Karten, George?“

„Moment mal“, sagte George plötzlich. Er hatte den Kopf nach dem Radio umgewandt. Es kam keine Musik mehr, schon seit einer Weile nicht, wie ihm jetzt erst bewußt wurde. Jemand redete, aber viel zu erregt, als daß es sich um eine Reklamesendung handeln konnte; die Stimme klang geradezu hysterisch. Außerdem war es gegen viertel neun, und wenn er den richtigen Sender eingeschaltet hatte, dann mußte jetzt die „Sternstunde“ auf dem Programm stehen, die nur um halb neun durch eine Reklamesendung unterbrochen wurde.

Sollte es sich etwa um eine dringende Durchsage handeln – eine Kriegserklärung, die Warnung vor einem bevorstehenden Luftangriff oder etwas dergleichen?

„Moment mal, Bob“, sagte er zu Trimble, legte die Karten aus der Hand und erhob sich. Er ging hinüber zu dem Radio und stellte es lauter.

„... kleine grüne Männer, Dutzende von ihnen, die im Studio und im ganzen Hause herumschwärmen. Sie behaupten, Martier zu sein. Sie werden von überall her gemeldet. Aber keine Aufregung deswegen – sie können niemand etwas anhaben – sind völlig harmlos – man kann sie nicht berühren – was man auch nach ihnen wirft, geht glatt durch sie hindurch, als wären sie gar nicht vorhanden – also keine –“

Es ging noch weiter.

Alle sechs hörten jetzt zu. Dann erklärte Gerry Dix: „Was zum Teufel, George? Willst du das Spiel bloß wegen einer utopischen Sendung aufhalten?“

George sagte: „Wenn es eine ist! Ich hatte die verdammte ‚Sternstunde‘ eingeschaltet. Musik.“

„Stimmt“, sagte Walt Grainger. „Noch vor ein paar Minuten spielten sie einen Strauß-Walzer. Geschichten aus dem Wiener Wald, glaube ich.“

„Versuch es doch mal mit einem anderen Sender, George“, schlug Trimble vor.

Aber ehe George dazu kam, setzte der Apparat aus.

„Verdammt“, sagte George und drehte an den Knöpfen. „Eine Röhre muß versagt haben. Man kriegt nicht mal mehr einen Summton heraus.“

Wainright sagte: „Vielleicht waren es die Martier. Spielen wir weiter, George, ehe die Karten kalt werden.“

George zögerte und warf einen Blick auf Walt Grainger. Alle fünf Männer waren in Graingers Wagen von Laguna herausgekommen.

„Walt“, sagte George, „hast du ein Radio in deinem Wagen?“

„Nein.“

„George sagte: „Pech! und kein Telefon, weil die lausige Telefongesellschaft so weit heraus keine Maste setzen lassen will – Ach, was, vergessen wir’s.“

„Wenn du dir wirklich Sorgen machst, George“, sagte Walt, „können wir rasch einmal in die Stadt fahren. Entweder du oder ich, und die anderen können inzwischen weiter spielen, oder wir fahren alle sechs und sind in einer knappen halben Stunde wieder hier. Viel Zeit verlieren wir nicht dabei und können zum Ausgleich vielleicht etwas länger spielen.“

„Wenn wir nicht unterwegs mit einem Weltraumschiff voller Martiern zusammenstoßen“, sagte Gerry Dix.

„Unsinn“, sagte Wainright. „Dein Radio, der alte Kasten, war einfach abgenutzt, George, und mußte ja eines Tages aufhören zu funktionieren.“

„Der Meinung bin ich auch“, sagte Dix. „Und wenn beim Teufel dreist Martier in der Gegend sind, so sollen sie gefälligst herkommen, wenn sie uns sehen wollen. Heute ist unser Poker-Abend, meine Herren. Spielen wir also Karten und lassen wir die Chips fallen, wohin sie wollen.“

George Keller seufzte. „Also schön“, sagte er.

Er nahm seinen Platz am Tisch ein und schaute in seine Karten, um sich ins Gedächtnis zu rufen, was er gehabt hatte. Ach, ja, Siebenen und Dreien. Und er war dran zu kaufen.

„Karten?“ erkundigte sich Trimble.

„Eine für mich“, sagte George und legte seine fünfte Karte ab.

Aber Trimble kam nie dazu, ihm eine zu geben.

Plötzlich sagte der gegenüberstehende Walt Grainger in einem Ton, daß sie alle für einen Augenblick erstarrten: „Heiland Gott!“ Sie starrten ihn an und drehten sich dann um, um festzustellen, was er anstarrte.

Es waren zwei Martier. Einer saß auf einer Stehlampe, der andere stand auf dem Radioapparat.

George Keller, der Gastgeber, erholte sich als erster von seinem Schreck, wahrscheinlich weil er derjenige war, der die kurze Durchsage von vorhin nicht völlig als Witz aufgefaßt hatte.

„H-hello“, sagte er mit leicht bebender Stimme.

„Hi, Mack“, sagte der Martier auf der Lampe. „Hör mal, schmeiß deine Karten lieber weg, nachdem du zugekauft hast.“

„Was? Wieso?“

„Ich sag’s dir doch, Mack. Mit deinen Siebenen und Dreien kriegst du eine volle Hand, weil die oberste Karte auf dem Deck eine Sieben ist.“

Der andere Martier sagte: „Das stimmt, Mack. Und du würdest dein Hemd damit verlieren, weil der da – “ er deutete auf Harry Wainwright, der den Pot eröffnet hatte – „drei Buben in der Hand hat und der vierte Bube die zweite Karte von oben ist. Damit hat er vier in der Hand.“

„Spielt nur, und ihr werdet schon sehen“, sagte der erste Martier.

Harry Wainwright erhob sich und warf seine Karten, unter denen sich drei Buben befanden, aufgedeckt auf den Tisch. Er beugte sich über den Tisch, nahm Trimble das

Deck aus der Hand und deckte die beiden obersten Karten auf. Es waren eine Sieben und ein Bube.

Wie vorausgesagt.

„Hast du etwa geglaubt, wir hätten nur Spaß gemacht, Mack?“ sagte der erste Martier.

„Wart nur, du verdammter – “ Wainwrights Schultermuskulatur wölbte sich unter dem Hemd, als er Anstalten traf, sich auf den nächsten Martier zu stürzen.

„Nicht!“ rief George Keller. „Denk an die Durchsage, Harry. Man kann sie nicht hinauswerfen, wenn man sie nicht einmal anrühren kann.“

„Stimmt, Mack“, sagte der Martier. „Damit macht ihr euch nur lächerlicher, als ihr es ohnehin schon seid.“

Der andere Martier sagte: „Warum nehmt ihr euer Spiel nicht wieder auf? Wir sind gern bereit, euch zu helfen, allen.“

Trimble stand auf. „Nimm du dir den dort vor, Harry“, sagte er ingrimmig. „Ich nehm diesen hier. Wenn das Radio recht hatte, können wir sie nicht hinauswerfen, aber verflucht noch mal, ein Versuch kann nichts schaden.“

Es schadete nichts, half aber auch nichts.

6

In allen Ländern waren die Verluste in jener Nacht – oder, auf der anderen Erdhälfte, an jenem Tage – beim Militär am höchsten.

In allen militärischen Anlagen machten die Posten von der Schußwaffe Gebrauch. Manche feuerten erst nach

Anruf; die meisten feuerten jedoch blindlings drauflos, solange, bis die Magazine leer waren. Die Martier höhnten und lachten sie aus.

Soldaten, die kein Gewehr bei sich hatten, liefen, um sich zu bewaffnen. Einige holten sogar Handgranaten. Offiziere machten von ihren Handfeuerwaffen Gebrauch.

Mit dem Erfolg, daß es ein fürchterliches Gemetzel unter der Truppe gab. Die Martier hatten ihr helles Vergnügen daran.

Am schlimmsten erging es jedoch den Offizieren, die „Geheime Kommandosachen“ zu verwahren hatten. Weil sie, je nachdem wie klug sie waren, sehr rasch oder sehr langsam einsahen, daß er keine Geheimnisse mehr gab. Nicht vor den Mardern.

Nicht, daß sie, außer der Lust daran, alles durcheinander zu bringen, irgendein Interesse an militärischen Dingen an sich gehabt hätten. Sie waren sachlich nicht im geringsten beeindruckt von all den geheimen Raketen-Abschuß-Basen, den geheimen A- und H-Bomben Vorräten, den Geheimakten und Geheimplänen.

„Alles Quatsch, Mack“, sagte einer von ihnen, der auf dem Schreibtisch eines Generals hockte, dem die Abteilung Anton, das Geheimste vom Geheimen unterstand. „Alles Quatsch. Damit könntet ihr nicht einmal einen Eskimo-Stamm besiegen, wenn die Eskimos wüßten, wie man vahrt. Und spaßeshalber könnten wir es ihnen beibringen.“

„Was zum Teufel ist vahren?“ brüllte der General.

„Das geht dich gar nichts an, Mack.“ Der Martier wandte sich an einen der anderen Martier im Zimmer; es

waren im ganzen vier. „He“, sagte er. „Kwimmen wir doch rasch mal ‘rüber und schauen nach, was die Russen aufzuweisen haben. Und vergleichen die Notizen mit ihnen.“

Die beiden verschwanden.

„Hör dir bloß diesen Blödsinn an!“ sagte einer der beiden zurückgebliebenen Martier zum anderen. Und er fing an, aus einem in dem Panzerschrank in der Ecke aufbewahrten Geheimdokument vorzulesen.

Der andere Martier lachte spöttisch.

Auch der General lachte, allerdings nicht spöttisch. Er lachte solange, bis zwei Adjutanten ihn wortlos hinausführten.

Das Pentagon glich einer Irrenanstalt, desgleichen der Kreml. Dabei waren im Verhältnis dort nicht mehr Martier vorhanden als anderswo. Die waren ebenso unparteiisch wie allgegenwärtig. Kein Ort interessierte sie mehr als der andere. Weißes Haus oder Irrenhaus, ihnen war das völlig gleichgültig.

Sie machten keine Unterschiede und interessierten sich genauso für die Konstruktion von Weltraumstationen in Neu Mexiko wie für das Geschlechtsleben des einfachsten Kulis in Schanghai. Sie spotteten über beides.

Und überall und auf alle Arten und Weisen drangen sie in die Sphäre des Allerprivatesten ein. Sagte ich des Allerprivatesten? Etwas Derartiges gab es nicht mehr.

Und schon in jener ersten Nacht wurde offenbar, daß es für die Dauer ihres Bleibens nichts Privates oder Geheimen mehr geben würde, weder im Leben des Ein-

zelenen noch in den Machenschaften der Nationen.

Alles, was uns als Individuen oder Kollektivwesen angeht, interessierte und amüsierte sie und stieß sie ab.

Das wahre Studium der Martier war offenbar der Mensch. Tiere als solche interessierten sie nicht, obwohl sie auch Tiere ärgerten und hänselten, wenn sie indirekt einem Menschen Verdruß bereiten konnten.

Insbesondere Pferde hatten Angst vor ihnen, und das Reiten wurde zu einem lebensgefährlichen Sport.

Solange die Martier da waren, wagten nur ganz tollkühne Naturen eine Kuh zu melken, deren Füße nicht fest zusammengebunden waren und die nicht an einem Pfahl festgemacht war.

Hunde wurden rasend; viele bissen ihre Herren und mußten getötet werden.

Nur Katzen, jede anfänglich mißtrauisch, gewöhnten sich an sie und nahmen sie ruhig und mit Fassung hin. Aber Katzen waren halt schon immer anders.

LANDSCHAFT MIT MARTIERN

1

Die Martier blieben, und niemand wußte oder konnte abschätzen, wie lange sie unter Umständen bleiben würden. Soviel wir wußten, blieben sie vielleicht für immer hier. Es ging uns nichts an.

Über das wenige hinaus, was schon ein oder zwei Tage nach ihrer Ankunft offenbar war, brachte man kaum Neues über sie in Erfahrung.

Physisch waren sie einander ziemlich ähnlich, obwohl nicht identisch. Sie unterschieden sich hauptsächlich in der Größe; die Größten unter ihnen maßen fast einen Meter, die Kleinsten nur etwa sechzig Zentimeter.

Was die Erklärung dieses Größenunterschiedes betraf, so gab es unter den Menschen verschiedene Meinungen darüber. Einige vertraten die Ansicht, daß es sich durchweg um erwachsene männliche Martier handelte – was sie, nach ihren Gesichtern beurteilt, auch zu sein schienen – und daß Größenunterschiede unter ihnen so natürlich wären wie unter Menschen.

Andere meinten, daß ihre unterschiedliche Größe auf einen Unterschied im Lebensalter hindeutete; daß sie vermutlich durchweg erwachsene männliche Wesen wären, daß sie aber nicht aufhörten zu wachsen und die Kleinen verhältnismäßig jung und die Großen verhältnismäßig alt wären.

Wieder andere vertraten die Ansicht, daß die Großen wahrscheinlich männlichen und die Kleinen weiblichen

Geschlechts wären und daß sich der Geschlechtsunterschied bei ihnen in bekleidetem Zustand nur in der Größe zeigte. Und da kein Mensch je einen Martier unbekleidet zu Gesicht bekam, so ließ sich diese Vermutung weder beweisen noch widerlegen.

Dann gab es noch die Hypothese, daß alle Martier gleichgeschlechtlich und entweder Zwitter wären oder überhaupt kein Geschlecht in unserem Sinne hätten und daß sie sich möglicherweise ohne Befruchtung fortpflanzten oder auf eine andere uns völlig unbegreifliche Weise. Soviel wir wußten, wuchsen sie auf Bäumen wie Kokosnüsse und fielen herunter, wenn sie reif waren, als erwachsene und intelligente Wesen, bereit, ihrer Welt gegenüberzutreten oder die unsere zu verspotten und zu verhöhnen. In diesem Falle wären die Kleinsten gewissermaßen die Säuglinge gewesen, gerade erst vom Baume abgefallen aber schon genau so gehässig wie die Größeren und Älteren. Wenn die Kleinsten unter ihnen jedoch keine Kinder waren, dann haben wir nie Marskinder zu Gesicht bekommen.

Wir haben nie herausbekommen, ob sie aßen oder tranken und überhaupt Speise und Trank zu sich nahmen. Irdische Nahrung hätten sie selbstverständlich nicht zu sich nehmen können; sie hätten nicht damit umgehen können aus demselben Grunde, aus dem wir sie nicht packen oder greifen konnten. Die meisten Leute glaubten, daß sie sich auf den Mars begaben, wenn sie Hunger oder Durst verspürten, da ihr Kwimmen ein Augenblicksprozeß zu sein schien. Zum Schlafen auch, falls sie überhaupt schliefen, denn auf Erden hatte noch niemand

einen schlafenden Martier gesehen.

Wir wußten erstaunlich wenig über sie.

Wir wußten nicht einmal genau, ob sie wirklich in Person hier waren. Viele Leute, besonders Wissenschaftler, behaupteten, daß eine Lebensform ohne Dichtigkeit nicht existieren kann. Und daß daher das, was wir sahen, nicht die Martier selber wären, sondern Projektionen von ihnen, daß die Martier Körper von derselben Dichtigkeit wie wir besäßen und sie nur auf dem Mars zurückgelassen hätten, und daß Kwimmen nichts weiter als die Fähigkeit wäre, einen Astralkörper zu projizieren, der zwar sichtbar aber nicht greifbar war.

Wenn sie stimmte, erklärte diese Theorie eine ganze Menge, aber eines erklärte sie nicht, wie selbst ihre leidenschaftlichsten Verfechter zugeben mußten. Wie konnte eine unkörperliche Projektion sprechen? Laute sind Bewegungen oder Schwingungen der Luft oder anderer Moleküle – wie konnte dann also eine bloße, in Wirklichkeit gar nicht vorhandene Projektion Laute erzeugen?

Und sie erzeugten ganz zweifellos Laute. Wirkliche Laute, nicht nur im Geiste des Hörers; die Tatsache, daß die von ihnen erzeugten Laute sich auf Band aufnehmen ließen, war ein Beweis dafür. Sie konnten tatsächlich sprechen und auch anklopfen (obwohl sie das selten taten). Der Martier, der in jener ersten Nacht an Luke Devereauxs Tür geklopft hatte, stellte in dieser Hinsicht eine Ausnahme dar. Die meisten waren einfach ohne anzuklopfen in Wohn- und Schlafzimmer, in Fernsehstationen, Nachtclubs, Theater, Kneipen (in den Kneipen müssen sich in jener Nacht wundervolle Szenen abgespielt haben) Kasernen, Schneehütten,

Gefängnisse und überall hinein gekwimmt.

Sie waren auch auf Fotografien zu sehen, wie Luke Devereaux gemerkt haben würde, wenn er sich je die Mühe gemacht hätte, jenen Film entwickeln zu lassen. Ob vorhanden oder nicht, jedenfalls waren sie lichtundurchlässig. Zur Verzweiflung der Wissenschaftler jedoch nicht für Radar.

Die Martier behaupteten, namenlos zu sein und hielten Namen für lächerlich und überflüssig. Keiner von ihnen redete je einen Menschen mit Namen an. In den Vereinigten Staaten nannten sie jeden Mann „Mack“ und jede Frau „Puppe“; anderswo gebrauchten sie die entsprechenden Bezeichnungen.

Auf einem Gebiet zum mindesten legten sie eine erstaunliche Begabung an den Tag – für Sprachen. Lukes Martier hatte nicht übertrieben, als er behauptete, innerhalb einer Stunde eine neue Sprache erlernen zu können. Die Martier, die unter verschiedenen primitiven Völkern auftauchten, deren Sprachen nie im Radio gesprochen worden waren, kamen ohne die Kenntnis eines einzigen Wortes an und beherrschten die betreffenden Sprachen in wenigen Stunden. Und welche Sprache sie auch sprachen, sie sprachen sie stets idiomatisch und gebrauchten sogar Slangausdrücke.

Viele Wörter aus ihrem Vokabular stammten offensichtlich nicht aus Radiosendungen. Aber das ist nicht schwer zu erklären, da sie schon kurz nach ihrer Ankunft genügend Gelegenheit hatten, mit sämtlichen Flüchen und dem gesamten Schimpfwortregister Bekanntschaft zu machen.

Geistig waren sich die Martier noch ähnlicher als physisch, obwohl es auch hier kleine Unterschiede gab – manche waren noch schlimmer als die übrigen.

Aber in ihrer Gesamtheit waren sie beleidigend, unangenehm, lästig, frech, brutal, streitsüchtig, sarkastisch, grob, abscheulich, unhöflich, scheußlich, teuflisch, vorlaut, keck, störend, gehässig, feindselig, schlecht gelaunt, unverfroren, schamlos, spitzzünftig, höhnisch, elende Spielverderber. Sie waren lüstern, ekelhaft, boshaft, feindselig, widerlich, anstößig, mürrisch, pervers, streitsüchtig, grob, hypochondrisch, verräterisch, grausam, schroff, undankbar, bissig, niederträchtig, schwatzhaft, stets darauf bedacht, sich verhaßt zu machen und jedermann Verdruß zu bereiten.

2

Luke Devereaux war wieder allein und in gedrückter Stimmung – es war nicht einmal ein Martier gegenwärtig, sonst wäre seine Stimmung noch gedrückter gewesen – und so ließ er sich Zeit beim Auspacken seiner beiden Koffer in dem kleinen, billigen Zimmer, das er in Long Beach gemietet hatte.

Seit dem Eintreffen der Martier waren gerade vierzehn Tage vergangen. Vor dem Verhungern schützten Luke noch sechsundfünfzig Dollars, und er war nach Long Beach gekommen, um sich nach einer Stellung umzutun. Den Versuch etwas zu schreiben, hatte er für eine Weile aufgegeben.

Auf eine Art hatte er sehr viel Glück gehabt. Es war

ihm gelungen, für seine Junggesellenwohnung in Hollywood, die monatlich hundert Dollars kostete, einen Untermieter zu finden. Dadurch konnte er die Ausgaben für seinen Lebensunterhalt herabsetzen und blieb dennoch im Besitz seiner Sachen, ohne Lagergebühren dafür bezahlen zu müssen. Bei einem Verkauf hätte er ohnehin nicht viel dafür herausgeschlagen, da seine beiden wertvollsten Stücke, der Fernsehapparat und das Radio, im Augenblick völlig wertlos waren. Erst wenn die Martier einmal fort wären, würden sie wieder wertvoll sein.

Und jetzt war er hier in diesem billigsten Bezirk von Long Beach, und hatte nichts außer zwei Koffern mit Kleidungsstücken und seine Reiseschreibmaschine mitgebracht, letztere, um darauf Bewerbungen zu schreiben.

Wahrscheinlich werde ich eine ganze Menge schreiben müssen, dachte er verdrießlich. Selbst hier in Long Beach würde die Situation schwierig werden. In Hollywood wäre es unmöglich gewesen.

Hollywood war von allen Orten am schwersten betroffen. Hollywood, Beverley Hills, Culver City, das ganze Filmkolonie-Gebiet. Alle Leute, die auf irgendeine Art mit Film, Fernsehen oder Funk zu tun gehabt hatten, waren arbeitslos. Schauspieler, Produzenten, Ansager, alle. Alle im selben Boot, und das Boot war plötzlich untergegangen.

Und als Reaktion darauf war alles andere in Hollywood in Mitleidenschaft gezogen. Die tausend Läden, Schönheitssalons, Hotels, Kneipen, Restaurants und Gasthäuser, deren Kundschaft hauptsächlich aus Filmleuten bestanden hatte, waren pleite oder standen dicht vor dem Bankrott.

Hollywood wurde zu einem verlassenen Dorf. Die einzigen Leute, die dablieben, waren diejenigen, die aus irgendeinem Grunde nicht fort konnten. Wie es ihm, Luke, ergangen wäre, wenn er nicht rechtzeitig zu Fuß aufgebrochen wäre.

Ich hätte mich noch viel weiter von Hollywood entfernen sollen, nicht bloß bis Long Beach, dachte er, aber es schien ihm nicht ratsam noch mehr Fahrgeld auszugeben. Und schließlich sah es nirgends rosiger aus.

Im ganzen Lande – außer in Hollywood, das einfach kapituliert hatte – lautete das Motto seit einer Woche: **GESCHÄFT WIE GEWÖHNLICH.**

Und in einigen Geschäftszweigen funktionierte es sogar mehr oder weniger. Man kann sich daran gewöhnen, einen Lkw zu fahren, auch wenn ein Martier über die Art, wie man fährt, spottet oder auf der Schutzhaube herumtanzt – oder es zum mindestens tun, auch wenn man sich nicht daran gewöhnen kann. Oder man kann Materialwaren über den Ladentisch verkaufen, auch wenn einem ein Martier – gewichtslos aber nicht entfernbar – auf dem Kopfe hockt und die Beine herunter baumeln läßt und einen selber sowie den Kunden durchhechelt. Derartige Dinge gehen auf die Nerven, aber sie lassen sich ausführen.

In anderen Geschäftszweigen ging es weniger gut. Wie wir gesehen haben, wurde die Vergnügungsindustrie zuerst und am schwersten betroffen.

Direkte Fernsehübertragungen waren praktisch unmöglich. Obwohl Film-Fernsehübertragungen in jener ersten Nacht nicht gestört wurden und weiterliefen, wo

nicht der Anblick der Martier das technische Personal in Panik versetzte, wurde jede Direkt-Übertragung innerhalb von Minuten abgeschaltet. Die Martier hatten ein diabolisches Vergnügen daran, Direkt-Übertragungen, ob im Fernsehen oder im Funk, zu sprengen.

Einige Sender stellten ihren Betrieb völlig ein. Andere machten weiter und beschränkten sich darauf, Bandaufnahmen zu senden, aber es war offensichtlich, daß das Publikum der alten Sachen bald überdrüssig werden würde – selbst wenn zeitweilige Abwesenheit von Martiern im Zimmer ein Zuschauen oder Zuhören gestattete.

Und so war auch selbstverständlich niemand im Vollbesitz seiner Sinne mehr daran interessiert, neue Fernsehempfänger oder Radioapparate zu kaufen, und als Folge davon wurden im ganzen Lande Tausende arbeitslos, alle, die etwas mit der Herstellung oder dem Verkauf von Fernseh- oder Radioapparaten zu tun hatten.

Und die vielen Tausende, die in Theatern, Konzertsälen, auf Sportplätzen oder anderen Massenvergnügungsplätzen tätig gewesen waren. Die Zeit der Massenvergnügungen war vorüber; wo sich Menschen versammelten, versammelten sich auch Martier, und was dem Vergnügen dienen sollte, verwandelte sich in sein Gegenteil.

Ja, es sah böse aus. Die große Wirtschaftskrise Ende der dreißiger Jahre schien dagegen eine Periode der Prosperität gewesen zu sein.

Ja, dachte Luke, es wird schwer halten, eine Stellung zu finden. Und je schneller er sich auf die Suche machte, um so besser. Ungeduldig warf er die letzten paar Dinge

in das Kommodenschubfach und stellte zu seinem Erstaunen fest, daß sich Margies Y. W. C. A. T-Hemd darunter befand – warum hatte er es bloß mitgebracht? – strich sich über das Gesicht, um sich zu vergewissern, ob er rasiert sei, fuhr sich mit dem Taschenkamm flüchtig durchs Haar und verließ das Zimmer.

Das Telefon stand auf einem Tischchen in der Diele, er setzte sich davor und griff nach dem Telefonbuch. Zwei Long Beach Zeitungen kamen zuerst. Nicht daß er irgendwelche Hoffnung hatte, bei einer anzukommen, aber Reportertätigkeit war die am wenigsten beschwerliche Arbeit, die er sich denken konnte und eine Anfrage würde ihn nur die Telefongebühren kosten. Außerdem kannte er Hank Freeman von der „News“, der ihm vielleicht einen brauchbaren Tip geben konnte.

Er wählte die betreffende Nummer. Am Klappenschrank schwatzte ein Martier mit der Telefonistin und versuchte sich in die Gespräche einzumischen, aber endlich kam Luke mit seinem Anruf durch. Hank arbeitete in der Lokalredaktion.

„Luke Devereaux, Hank. Wie steht's?“

„Großartig, wenn man nicht drauf achtet, was man sagt. Wie sind denn die Grünen zu dir?“

„Nicht schlimmer als zu anderen Leuten, nehme ich an. Nur daß ich eine Stellung suche. Besteht irgendeine Chance, bei der „News“ anzukommen?“

„Gleich null. Wir haben eine armlange Warteliste. Meistens Leute mit Erfahrung, die von der Presse zum Funk oder zum Fernsehen hinübergewechselt sind. Du hast doch noch nie bei einer Zeitung gearbeitet, wie?“

„Als Junge hab ich einmal Zeitungen ausgetragen.“

„Selbst als Zeitungsausträger könntest du jetzt nicht ankommen. Tut mir leid, Luke, aber es ist wirklich nichts zu machen. Es sieht so böse aus, daß wir alle Gehaltskürzungen hinnehmen müssen. Und bei soviel hochtalentierten Kräften auf dem Arbeitsmarkt muß ich befürchten, meine eigene Stellung zu verlieren.“

„Gehaltskürzungen? Ich dachte, die Zeitungen florierten, ohne Konkurrenz durch den Funk.“

„Die Auflagen sind so hoch wie noch nie. Aber bei einer Zeitung kommt es nicht so sehr darauf an, wieviel Leser, sondern wieviel Inserate sie hat. Und damit liegt es im Argen. Es sind soviele Leute arbeitslos, daß sie als Käufer ausfallen, und so sehen sich die Firmen gezwungen, ihren Reklame-Etat zu kürzen. Tut mir leid, Luke.“

Luke machte sich gar nicht erst die Umstände, bei der anderen Zeitung anzurufen.

Er lief bis Pine Avenue und von dort südwärts in das Geschäftsviertel. Die Straßen waren voll von Menschen – und Martiern. Die Menschen waren zumeist mürrisch und stumm, aber die grellen Stimmen der Martier schufen einen Ausgleich. Es herrschte weniger Kraftfahrzeugverkehr als gewöhnlich, und die meisten Fahrer fuhren sehr vorsichtig; die Martier hatten nämlich die Angewohnheit, plötzlich auf die Schutzhauben der Wagen dicht vor den Windschutzscheiben zu kwhimmen. Die einzige Sicherheitsmaßnahme dagegen war, langsam mit einem Fuß auf der Bremse zu fahren, damit man sofort stoppen konnte, wenn einem die Sicht genommen wurde.

Es war auch gefährlich, durch einen Martier hindurch

zu fahren, es sei denn, man war sicher, daß er nicht vor einem Hindernis stand und einem die Aussicht darauf versperrte.

Luke erlebte ein Beispiel dafür. Ein Stück südlich der Siebenten Straße war Pine Avenue zum Teil durch eine Reihe von Martiern blockiert. Für Martier benahmen sie sich geradezu vorbildlich, und Luke fragte sich, warum wohl – bis ein Cadillac sich mit ungefähr zwanzig Stundenkilometern näherte und der Fahrer, mit grimmigem Gesicht, plötzlich Gas gab und leicht einkurvte, um die Reihe der Martier zu durchbrechen. Die Martier hatten jedoch nur einen halbmeterbreiten, zu Kanalisationszwecken ausgehobenen Graben verdeckt. Der Cadillac bockte wie ein Wildpferd, das rechte Vorderrad sprang ab und rollte, dem Wagen voraus, Pine Avenue hinunter. Der Fahrer flog mit dem Kopf durch die Windschutzscheibe und stieg blutend und fluchend aus dem demolierten Wagen. Die Martier kreischten vor Vergnügen.

An der nächsten Ecke kaufte Luke eine Zeitung. Er nahm auf einem Schuhputzerstand Platz und schlug das Blatt unter der Rubrik STELLENANGEBOTE FÜR MÄNNER auf. Zuerst glaubte er, es gäbe überhaupt keine, doch dann entdeckte er eine Viertelspalte. Ein flüchtiger Blick genügte, um festzustellen, daß für ihn nichts Passendes darunter war. Die angebotenen Stellen zerfielen in zwei Kategorien – hochqualifizierte technische Stellungen, die eine Spezialausbildung sowie Erfahrung voraussetzten und kleine Vertreterposten auf Kommissionsbasis. Luke hatte diese Tätigkeit als junger Mensch für eine Weile ausgeübt, damals, als er gerade anfang zu

schreiben, und sich davon überzeugt, daß er nicht einmal freie Warenproben an den Mann bringen, geschweige denn etwas verkaufen konnte. Und das war in „guten Zeiten“ gewesen. Es noch einmal zu versuchen, war völlig sinnlos, gleichgültig, wie hoffnungslos sich seine Lage gestaltete.

Er blätterte zur Titelseite zurück und fragte sich, ob er einen Fehler begangen hätte, Long Beach zum Aufenthaltsort zu wählen. Was mochte ihn eigentlich dazu bewogen haben? Bestimmt nicht der Umstand, daß sich die Heilanstalt, in welcher seine frühere Frau Margie arbeitete, hier befand. Er dachte nicht daran, sie aufzusuchen; er war fertig mit den Weibern. Zum mindesten für eine längere Zeitspanne. Eine kurze aber heftige Szene mit der schönen Rosalind am Tage nach seiner Rückkehr nach Hollywood hatte die Bestätigung dafür erbracht, daß der Martier nicht gelogen hatte; es hatte sich alles genau so abgespielt, wie er es dargestellt. (Die verdammten Schwätzer schwindelten merkwürdigerweise nie; man war gezwungen, ihnen zu glauben.)

War Long Beach ein Fehler gewesen?

Auf der Vorderseite der Zeitung stand zu lesen, daß es überall böse aussah. Der Präsident kündigte **DRASTISCHE KÜRZUNGEN IM VERTEIDIGUNGSHAUSHALT** an. Ja, er gab zu, daß sich die Anzahl der Arbeitslosen dadurch noch erhöhen würde, aber man benötige die freiwerdenden Gelder dringender zur Sozialfürsorge. Unterstützungsmaßnahmen wären wichtiger als Verteidigungsausgaben, hatte der Präsident auf einer Pressekonferenz erklärt.

In Wirklichkeit wären Ausgaben zur Landesverteidigung im Augenblick das Unwichtigste von allen. Die Russen und Chinesen hätten ihre eigenen Sorgen und wären noch übler dran als wir. Außerdem wären wir im Besitz all ihrer Geheimnisse und sie im Besitz der unsrigen – und, hatte der Präsident mit einem schiefen Lächeln hinzugefügt, auf diese Art könne man keinen Krieg führen.

Luke, der vor zehn Jahren selber bei der Marine gedient hatte, dachte mit Schaudern an einen Krieg, in dem die Martier zu ihrem Vergnügen beiden Seiten helfen würden.

EFFEKTENBÖRSE NOCH IMMER SCHWACH, war ein anderer Artikel überschrieben. Dabei hatten sich einige Papiere der Vergnügungsindustrie wie Radio, Film, Fernsehen und Theater leicht erholt. Nachdem sie in der vergangenen Woche als vollkommen wertlos gegolten hatten, boten Spekulanten in der Hoffnung, daß die Martier nicht lange bleiben würden, jetzt etwa ein Zehntel ihres einstigen Wertes. Aber alle anderen Aktien waren als Reaktion auf die Kürzung der Verteidigungsausgaben zum mindesten um einige Punkte gefallen. Die hohen Kursrückgänge auf der ganzen Linie waren bereits in der Woche vorher erfolgt.

Luke bezahlte den Schuhputzer und ließ die Zeitung auf dem Sitz liegen.

An einer Ecke hatte sich eine Menschenschlange gebildet, und Luk ging um die Ecke herum, um zu sehen, wohin sie führte. Es war ein Arbeitsnachweis. Für einen Augenblick erwog er, ob er umdrehen und sich mit an-

stellen sollte, doch dann erblickte er im Fenster ein Schild mit der Aufschrift REGISTRATIONS-GEBÜHR 10 DOLLARS und dachte, zum Teufel damit. Da sich Hunderte von Leuten registrieren ließen, so war die Aussicht, eine Stellung durch diesen Vermittler zu bekommen, bestimmt keine zehn Dollars seiner schrumpfenden Barschaft wert. Aber Hunderte von Leuten bezahlten sie.

Und falls es Vermittlungsbüros gäbe, die keine Gebühren verlangten, so würden sie noch ganz anders bestürmt werden.

Er ging weiter.

Zwischen zwei parkenden Wagen stand am Rande des Bürgersteiges ein großer älterer Mann mit fanatischen Augen und einem ungepflegten grauen Bart auf einer Seifenkiste. Etwa ein halb Dutzend Leute lungerten herum und hörten ihm unbeteiligt zu. Luke blieb stehen und lehnte sich gegen eine Hausmauer.

„ ... und warum, frage ich euch, lügen sie bei aller Einmischung in unsere Angelegenheiten nie? Warum sind sie aufrichtig? Ich werde euch sagen, warum. Sie verzichten auf Meine Schwindeleien, damit wir ihre große Lüge glauben sollen! Und worin, meine Freunde, besteht diese ihre große Lüge? Einfach darin, daß wir zur ewigen Verdammnis unserer Seelen daran glauben sollen, sie wären Martier! Martier! Teufel sind es, Teufel aus dem tiefsten Höllenpfehl, von Satan gesandt, wie es in der Offenbarung geschrieben steht. Und ihr selber, meine Freunde, gehört zu den Verdammten, wenn ihr nicht die Wahrheit erkennt und betet, euch auf die Knie werft und Tag und Nacht zu dem E i n e n betet, der

allein imstande ist, sie dorthin zurück zu treiben, wo sie herkamen, um uns zu versuchen und zu peinigen. O, meine Freunde, betet zu G o t t und zu seinem Sohn, fleht um Vergebung für die Ubel dieser Welt, die diese Teufelsbrut entfesselt haben ...“

Luke ging weiter.

Wahrscheinlich redeten überall in der Welt religiöse Fanatiker so oder so ähnlich.

Vielleicht hatten sie sogar recht. Es gab keinen Beweis dafür, daß es Martier waren. Er, Luke, hielt es durchaus für möglich und glaubte überhaupt nicht an Teufel und Dämonen. Aus diesem Grunde war er bereit, den Martiern ihre Herkunft zu glauben.

Wieder eine Menschenschlange, wieder ein Arbeitsnachweis.

Ein Junge mit einem Bündel Handzettel kam des Weges entlang und drückte ihm einen in die Hand. Luke verlangsamte den Schritt und warf einen Blick darauf. **GROSSE MÖGLICHKEITEN DURCH NEUEN BERUF, las er, WERDEN SIE EIN PSYCHOLOGISCHER BERATER.**

Der Rest war klein gedruckt, und er steckte den Zettel ein. Vielleicht würde er ihn später durchlesen. Wahrscheinlich wieder ein neues Schwindelunternehmen, die in Krisenzeiten wie Pilze aus dem Boden schossen.

Wieder eine Menschenschlange um eine Ecke herum. Sie schien noch länger als die beiden anderen, an denen er vorbeigekommen war, und er fragte sich, ob es sich vielleicht um ein öffentliches Arbeitsamt handeln mochte, eine amtliche Stelle, die keine Gebühren erhob.

Wenn ja, dann konnte es nichts schaden, sich registrieren zu lassen. Im Augenblick fiel ihm ohnedies nichts Besseres ein. Und falls er gezwungen sein sollte, Unterstützung zu beantragen, würde er sie nur bekommen, wenn er registriert war. Selbst um als Notstandsarbeiter anzukommen, war dieser Schritt erforderlich. Ob man auch ein Projekt für Schriftsteller ausgearbeitet hatte? Wenn ja, so brachte er die nötige Befähigung dafür mit, schöpferische Arbeit brauchte er in einem solchen Falle nicht zu leisten, bestenfalls eine Geschichte von Long Beach zu verfassen, und das traute er sich immer noch zu, im Schlaf, auch wenn er als Schriftsteller ausgebrannt war.

Die Abfertigung ging ziemlich rasch vonstatten, so rasch, daß es mir schien, als drücke man den Leuten Formulare zum Ausfüllen und Einschicken in die Hand.

Er ging nach vorn und stellte zu seiner Überraschung fest, daß die Leute nach einem Teller Suppe anstanden. Die Ausgabestelle befand sich in einem großen Gebäude, das den Eindruck erweckte, als wäre es früher einmal eine Rollschuhbahn oder ein Tanzsaal gewesen. Jetzt standen lange Tische darin, notdürftig aus Brettern improvisiert, die auf Sägeböcken ruhten, und hunderte von Leuten, hauptsächlich Männer, doch auch einige Frauen, saßen daran, über ihre Teller gebeugt. Martier in großen Mengen liefen auf den Tischen auf und ab und traten häufig – selbstverständlich nur mit sichtbarem Effekt – in die dampfenden Teller und sprangen wie beim Bockspringen über die Köpfe der Essenden hinweg.

Die Suppe roch nicht schlecht und erinnerte Luke daran, daß er hungrig war; es mußte bald Mittag sein, und er

hatte das Frühstück ausfallen lassen. Warum sollte er sich eigentlich nicht einreihen und seine schrumpfende Barschaft schonen? Niemand schien irgendwelche Fragen zu stellen; wer dran war, bekam einen Teller.

Oder stellte man doch Fragen? Für einen Augenblick beobachtete er den Tisch, auf welchem ein großer Kessel stand, aus dem ein großer Mann in einer fettigen Schürze Suppe in die Teller schöpfte; er bemerkte, daß eine ziemliche Anzahl von Leuten die Suppe, die man ihnen reichte, in den Behälter zurückkippten, sich angeekelt abwandten und den Saal verließen.

Luke ergriff einen vorübergehenden Mann, der seine Suppe ebenfalls abgelehnt hatte, am Arm. „Was ist denn los?“ erkundigte er sich. „Sieht die Suppe so schlecht aus? Sie riecht gut.“

„Am besten, du gehst und überzeugst dich selber, Junge“, erwiderte der Mann, machte seinen Arm frei und eilte hinaus.

Luke trat näher und sah plötzlich, daß in der Mitte des Kessels ein Manier saß oder hockte. Alle paar Augenblicke beugte er sich nach vorn und streckte eine ungeheuer lange grüne Zunge in die Suppe. Dann zog er sie wieder ein und tat, als spucke er die Suppe aus, wobei er angewiderte und widerwärtige Laute von sich gab.

Der Mann mit der Kelle beachtete ihn überhaupt nicht und schöpfte die Suppe mitten durch den Martier hindurch. Einige Leute in der Schlange – diejenigen, die schon einmal hier waren, wie Luke vermutete – achteten auch nicht auf ihn oder gingen mit abgewandtem Blick rasch vorüber.

Luke beobachtete das Schauspiel noch ein Weilchen und ging dann hinaus. Er stellte sich nicht mit an. Er wußte genau, daß der darauf hockende Martier die Suppe nicht im geringsten beeinträchtigte. Aber trotzdem war ihm der Appetit vergangen, und solange er noch einen Pfennig in der Tasche hatte, würde er diese Suppenküche nicht mehr betreten.

Er fand einen kleinen Fünf-Hocker-Imbißstand, der im Augenblick leer war; nicht einmal ein Martier war zu sehen. Er verzehrte eine Boulette mit Brötchen und ließ sich noch einmal dasselbe und eine Tasse Kaffee geben.

Er hatte gerade aufgegessen und schlürfte seinen Kaffee, als der Mann hinter der Theke, ein langaufgeschossener blonder Neunzehnjähriger, zu ihm sagte: „Geben Sie her, ich wärm’ den Kaffee noch mal auf“, mit der Tasse an die Kaffeemaschine ging und sie gefüllt zurückbrachte.

„Vielen Dank“, sagte Luke.

„Möchten Sie ein Stück Fruchttorte?“

„Nein, lieber nicht, danke schön.“

„Blaubeertorte. Kostet nichts.“

„Wenn’s so ist, dann natürlich“, sagte Luke. „Aber wie komm’ ich dazu?“

„Der Chef macht dicht heute Abend. Und wir haben noch soviel von dem Zeug da, daß wir es bis dahin doch nicht verkaufen. Warum also nicht?“

Er setzte Luke eine ordentliche Portion vor und legte eine Gabel dazu.

„Vielen Dank“, sagte Luke. „Geht das Geschäft wirklich so schlecht?“

„Miserabel“, erwiderte der junge Mann hinter der Theke.

3

Es stand schlimm. Mit am schlimmsten für Verbrecher und für die staatlichen Organe zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Oberflächlich betrachtet hätte man meinen können, daß es, wenn es schlimme Zeiten für die Polizei waren, gute Zeiten für Verbrecher und umgekehrt hätten sein müssen, aber so war es keineswegs.

Für die staatlichen Organe zur Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung war es schwer, weil Affekthandlungen und Gewalttätigkeiten plötzlich überhandnahmen. Viele Menschen waren nur noch Nervenbündel.

Da es zwecklos war, Martier anzugreifen oder sich mit ihnen zu streiten, stritten und zankten sich die Leute untereinander. Straßenkämpfe und häusliche Zwistigkeiten waren an der Tagesordnung. Fast stündlich wurde jemand ermordet, nicht vorsätzlich, sondern in der Aufwallung von plötzlichem Zorn oder zeitweiligem Wahnsinn. Ja, die Polizei hatte alle Hände voll zu tun, und die Gefängnisse waren überfüllt.

War die Polizei überbelastet, so waren Berufsverbrecher so gut wie arbeitslos und mußten hungern. Verbrechen zur Bereicherung, ob Einbruch oder Überfall, geplante Verbrechen, waren so gut wie ausgeschlossen. Dazu waren die Martier viel zu schwatzhaft.

Einen einzigen Fall als typisches Beispiel dafür. Betrachten wir kurz, was Alf Billings, einem Cockney-

Taschendieb, zustieß, während Luke Devereaux seinen Lunch in dem Imbißstand in Long Beach verzehrte.

Alf, gerade aus dem Gefängnis entlassen, kam aus einer Kneipe, wo er seine letzten Groschen für ein Glas Bier ausgegeben hatte. Auf der Straße entdeckte er plötzlich einen Fremden, der einen wohlhabenden Eindruck machte, und beschloß, ihn auszurauben. Niemand in der Nähe sah wie ein Polizist oder ein Detektiv aus. Auf einem parkenden Wagen in der Nähe hockte zwar ein Martier, aber Alf hatte noch weiter keine nennenswerten Erfahrungen mit Martiern gesammelt. Und außerdem war er völlig abgebrannt; er mußte einfach etwas unternehmen, schon um sich das nötige Kleingeld zum Übernachten zu beschaffen. Er machte sich also an den Mann heran und beging einen Taschendiebstahl.

Plötzlich stand ein Martier auf dem Bürgersteig neben Alf, deutete auf die Brieftasche in Alfs Hand und krächte laut und vergnügt: „Yah, yah, fein gemacht, Junge!“

„Hau ab, verdammter Idiot“, knurrte Alf, steckte die Brieftasche rasch ein und wollte verduften.

Aber der Martier dachte nicht daran, Alfs Aufforderung nachzukommen, er blieb an seiner Seite und krächte munter weiter. Alf warf einen kurzen Blick zurück und sah, daß sein Opfer sich umgedreht hatte, in seine Hüfttasche griff und sich anschickte, die Verfolgung aufzunehmen.

Alf lief, so schnell ihn seine Füße trugen. Um die nächste Ecke herum und direkt in die Arme eines Polizisten.

Versteht man jetzt, was ich meine?

Nicht, daß die Martier etwas gegen Verbrechen und Verbrecher gehabt hätten, außer in dem Sinne, daß sie gegen alles und jedermann etwas hatten. Sie liebten es, den Menschen Ungelegenheiten zu bereiten, und einen Verbrecher beim Aushecken eines Verbrechens oder auf frischer Tat zu ertappen, war eine wunderbare Gelegenheit dazu.

Aber sobald ein Verbrecher einmal gefaßt war, machten sie sich ebenso unverdrossen daran, die Polizei zu hänseln. In Gerichtssälen trieben sie Richter, Anwälte, Zeugen und Geschworene derart zur Verzweiflung, daß es mehr fehlerhaft durchgeführte Verfahren gab denn je. Mit Martiern im Gerichtssaal hätte Justitia auch noch taub und nicht nur blind sein müssen, um sie zu ignorieren.

4

„Verdammt gut, die Torte“, sagte Luke und legte die Gabel aus der Hand. „Nochmals vielen Dank.“

„Noch etwas Kaffee?“

„Nein, danke, das genügt.“

„Gar nichts weiter?“

Luke grinste. „Höchstens eine Stellung, wenn es so etwas gäbe.“

Der langaufgeschossene junge Mann stand mit aufgestützten Armen hinter der Theke. Plötzlich richtete er sich auf. „Da kommt mir eben eine Idee. Wie wär’s, wenn Sie für einen halben Tag hier einspringen würden? Von jetzt bis um fünf.“

„Okay“, sagte Luke, griff aber noch nicht sogleich zur Schürze. „Moment mal, da steckt doch was dahinter.“

„Weiter nichts, als daß ich in meine Heimat zurück möchte.“ Als er Lukes Gesichtsausdruck wahrnahm, grinste er. „Schön, ich will mich näher erklären. Aber erst wollen wir uns miteinander bekannt machen. Ich heiße Rance Carter.“ Er streckte seine Hand aus.

Luke sagte: „Luke Devereaux“, und schüttelte die dargebotene Hand.

Rance nahm auf einem Hocker Platz, mit einem leeren Hocker zwischen Luke und sich, so daß sie sich von Angesicht zu Angesicht gegenüber sitzen konnten.

„Es war kein Scherz“, sagte er. „Ich bin jetzt zwei Jahre in Kalifornien und möchte auf schnellstem Wege in meine Heimat zurück, nach Missouri. Meine Eltern haben eine kleine Farm dort, in der Nähe von Hartville, fruchtbaren Schwemmboden. Damals hatte ich keine Lust mehr, dort zu bleiben, aber wie die Dinge jetzt liegen und bei der Aussicht Gott wie weiß wie lange arbeitslos zu sein, möchte ich gern wieder heim.“ Seine Augen leuchteten vor Begeisterung – oder vor Heimweh.

Luke nickte. „Kein schlechter Gedanke. Zum mindesten wird's dort was zu Futtern geben. Und weniger Martier als in der Stadt.“

„Das hab ich mir auch gesagt, und in dem Augenblick, als ich hörte, daß der Chef den Laden hier dicht machen will, stand mein Entschluß fest. Jetzt kann ich's kaum noch erwarten, und als Sie von einer Stellung sprachen, kam mir eine Idee. Ich hab dem Chef nämlich versprochen, den Laden bis um fünf offen zu halten – um die

Zeit kommt er her – und ich bring's einfach nicht fertig, schon vorher zu schließen und mich davon zu machen. Aber wenn Sie mich solange vertreten würden – “

„Warum nicht?“, sagte Luke. „Bloß, wie wird es mit der Bezahlung?“

„Das regeln wir untereinander. Ich kriege zehn Dollars am Tage mit freier Kost und hab meinen Lohn bis gestern weg. Die zehn für heute hab ich noch zu bekommen. Ich nehm sie einfach aus der Kasse, leg einen Zettel hinein, geb Ihnen fünf davon und behalte die anderen fünf für mich.“

„Das läßt sich hören“, sagte Luke. „Einverstanden.“ Er erhob sich, legte sein Jackett ab, hängte es an einen Haken an der Wand und band sich die Schürze um.

Rance hatte sein Jackett inzwischen übergezogen und war hinter die Theke getreten, wo er zwei Fünf-Dollar-Scheine aus der Kasse nahm.

„Kah – li – for – nien, schön und fein – “ sang er und hielt plötzlich inne, da ihm die zweite Zeile zu fehlen schien.

„Aber jetzt geht's endlich heim“, ergänzte Luke.

Rance riß den Mund vor Bewunderung auf und starrte ihn an.

„Sagen Sie mal, haben Sie das jetzt eben so erfunden?“ Er schnippte mit den Fingern. „Mann, Sie sollten Schriftsteller oder so etwas werden.“

„Es wird sich schon was Passendes finden“, sagte Luke. „Noch etwas Besonderes, was ich für die Arbeit hier wissen muß?“

„Kaum. Die Preise hängen drüben an der Wand aus.“

Was nicht ausliegt, steht im Kühlschrank dort. Hier ist der Fünfer. Vielen Dank und alles Gute.“

„Gleichfalls“, sagte Luke. Sie schüttelten sich die Hände, und Rance machte sich fröhlich trällernd davon.

Luke verbrachte zehn Minuten damit, sich mit dem Inhalt des Kühlschranks und den Preisen vertraut zu machen. Eier mit Schinken schienen das komplizierteste Gericht zu sein, das er unter Umständen zuzubereiten haben würde. Und das hatte er bei sich zu Hause oft genug getan. Jeder Schriftsteller, der Junggeselle ist und Unterbrechungen wie Essengehen haßt, wird ein ziemlich guter Schnellkoch.

Ja, es war leichte Arbeit, und er hoffte, daß der Chef sich das Schließen des Ladens noch überlegen würde. Zehn Dollars pro Tag und freie Kost dazu würden ihn für eine ganze Weile über Wasser halten. Und wenn der Druck von ihm genommen wäre, könnte er abends vielleicht sogar wieder etwas schreiben.

Aber der Umsatz oder vielmehr der Mangel daran machte diese Hoffnung noch im Laufe des Nachmittags zunichte. Die Kunden kamen in großen Abständen und gaben gewöhnlich nicht mehr als fünfzig Cents aus, und sogar ein so geschäftsuntüchtiger Mensch wie Luke sah alsbald ein, daß der Laden mit Verlust arbeitete.

Gelegentlich kwimmte ein Martier herein, aber zufällig nie, solange gerade ein Kunde da war. Da sie Luke allein vorfanden, hielt sich keiner von ihnen lange auf oder versuchte irgendeine Dummheit anzustellen.

Um dreiviertel fünf hatte Luke zwar noch immer keinen rechten Appetit, beschloß jedoch, etwas auf Vorrat

zu essen, was so gut wie gespartes Geld war. Er machte sich ein Schinkensandwich zurecht und verzehrte es. Dann noch eines, das er einpackte und in seine Jackettasche verstaute.

Als er es hineinsteckte, fand er den gefalteten Zettel, den man ihm am Vormittag in die Hand gedrückt hatte. Er nahm ihn an sich und kehrte damit an die Theke zurück, um ihn bei einer letzten Tasse Kaffee durchzulesen.

DER KRISE ZU LEIBE DURCH NEUEN BERUF, hieß es da. Und in kleinerer Schrift: „Werden Sie ein beratender Psychologe.“

Dann kam eine Frage: „Sind Sie intelligent, ansehnlich, vorgebildet – aber stellungslos?“ Luke nickte fast, ehe er weiter las:

„Wenn das zutrifft, so besteht jetzt eine Gelegenheit für Sie, der Menschheit und sich selber einen Dienst zu erweisen, indem Sie den Beruf eines beratenden Psychologen ergreifen und den Leuten helfen, ruhig und vernünftig zu bleiben, den Martiern zum Trotz, wie lange sich ihr Aufenthalt auch ausdehnen mag.

Wenn Sie die Befähigung dazu mitbringen und sich bereits als Laie mit Psychologie befaßt haben, so dürften wenige Unterrichtsstunden, vielleicht nur zwei oder drei, genügen, Ihnen die nötigen Kenntnisse zur Selbsthilfe zu vermitteln und Sie instandzusetzen, andere dazu anzuleiten, den vereinten Angriffen der Martier auf die menschliche Vernunft zu widerstehen.

Um freie Diskussion und das Stellen von Fragen zu ermöglichen, ist die Teilnehmerzahl an den Kursen auf sieben Personen beschränkt. Die Gebühr ist äußerst nied-

rig gehalten, fünf Dollars pro Stunde. Ihr Dozent wird der Unterzeichnete sein, Bachelor of Science (Staatsuniversität von Ohio, 1953), Doktor der Psychologie (U. S. C, 1958), mit anschließender fünfjähriger Erfahrung als Industriepsychologe bei der Convair Korporation, aktives Mitglied der Vereinigung amerikanischer Psychologen, Verfasser mehrerer Monographien sowie eines Buches ‚Du und deine Nerven‘, Dutton, 1962.

Dr. Ralph S. Forbes“

Und eine Long-Beach-Telefonnummer.

Luke las den Zettel noch einmal durch, ehe er ihn zusammenfaltete und einsteckte. Klang nicht nach Schwindel – nicht, wenn der Kerl wirklich diese Qualifikationen hatte.

Und es war etwas daran. Die Leute würden Hilfe brauchen, dringend; sie schnappten schon jetzt rechts und links über. Wenn Dr. Forbes nur halb soviel hielt, wie er versprach –

Luke warf einen Blick auf die Uhr, stellte fest, daß es zehn nach fünf war und fragte sich, wann „der Chef“ wohl endlich kommen würde.

Im selben Augenblick trat ein Mann in mittleren Jahren ein, musterte Luke mißtrauisch und fragte: „Wo ist Rance?“

„Unterwegs nach Missouri. Sind Sie der Besitzer?“

„Ja. Was hat sich denn zugetragen?“

Luke erklärte es ihm kurz. Der Besitzer nickte und kam hinter die Theke. Er öffnete die Registriertasse, las Rances Zettel und brummte etwas vor sich hin. Dann zählte er das Bargeld durch – es dauerte nicht lange –

und verglich die Summe mit der Ziffer auf dem Kassenzettel, murmelte erneut etwas und wandte sich an Luke.

„War das Geschäft wirklich so schlecht?“ fragte er. „Oder haben Sie sich was auf die Seite gebracht?“

„Erbärmlich“, sagte Luke. „Wenn ich wenigstens zehn Dollars eingenommen hätte, wäre ich vielleicht in Versuchung gewesen. Aber nicht, wenn es sich um kaum fünf handelt. Dafür lohnt es sich wahrhaftig nicht, krumme Sachen zu machen.“

Der Besitzer seufzte. „Schön, ich glaub’s. Schon etwas gegessen?“

„Ein Sandwich. Ein zweites hab ich mir eingepackt.“

„Machen Sie sich ruhig noch ein paar zurecht, damit es für morgen reicht. Ich schließe jetzt – hat gar keinen Zweck den Abend hier zu verträdeln – und nehme mit nach Hause, was übrig bleibt. Aber es ist mehr als wir, meine Frau und ich, schaffen können, ehe es anfängt schlecht zu werden.“

„Vielen Dank. Wenn’s so ist, gern“, sagte Luke.

Er machte sich noch drei Sandwiches zurecht und nahm sie mit; auf die Art brauchte er morgen kein Geld für Essen auszugeben.

Auf seinem Zimmer verstaute er die Sandwiches in dem Koffer, der am festesten schloß, um sie vor Mäusen und Kakerlaken zu schützen – falls es Mäuse und Kakerlaken geben sollte; er hatte bis jetzt noch keine zu Gesicht bekommen, aber er war ja auch erst diesen Morgen eingezogen.

Er nahm den Handzettel aus der Tasche und las ihn noch einmal durch. Plötzlich saß ein Martier auf seiner

Schulter, der den Zettel ebenfalls las. Der Martier war zuerst fertig, er schüttete sich aus vor Lachen und verschwand.

Was auf dem Zettel stand, klang vernünftig. So vernünftig, daß Luke entschlossen war, fünf Dollars dafür zu riskieren. Er nahm seine Brieftasche heraus und zählte sein Geld. Einundsechzig Dollars; fünf mehr als er heute früh nach dem Bezahlen einer Wochenmiete im voraus besessen hatte. Durch den glücklichen Zufall in dem Imbißstand war er nicht nur um fünf Dollars reicher, sondern würde auch heute und morgen kein Geld für Essen auszugeben brauchen.

Warum sollte er nicht fünf Dollars dranwenden und zusehen, ob er dadurch zu einem festen Einkommen gelangte? Und zum Teufel, selbst wenn er durchfiel und kein Geld damit verdiente, so bekam er vielleicht brauchbare Hinweise, wie er sein eigenes Temperament und seine Reaktionen gegenüber den Martiern zügeln könnte. Das allein war fünf Dollars wert. Möglicherweise verhalf es ihm sogar dazu, daß er bald wieder schreiben konnte.

Um nicht erst wieder davon abzukommen, ging er an das Telefon in der Diele und wählte die auf dem Handzettel angegebene Nummer.

Eine ruhige, volltönende männliche Stimme gab sich als die von Ralph Forbes zu erkennen.

Luke nannte seinen Namen. „Ich habe Ihren Handzettel gelesen, Doktor“, erklärte er. „Die Sache interessiert mich. Wann findet der nächste Kursus statt, oder ist er schon besetzt?“

„Ich habe bis jetzt noch keinen Kursus abgehalten, Mr.

Devereaux. Ich fange mit den ersten Teilnehmern heute abend um sieben an, in etwa einer Stunde. Und mit einer anderen Gruppe morgen nachmittag um zwei. In beiden sind noch Plätze frei; Sie können also wählen.“

„Dann je früher, je besser“, sagte Luke. „Merken Sie mich bitte für heute Abend vor. Finden die Kurse in Ihrer Privatwohnung statt?“

„Nein. Ich habe ein kleines Büro für diesen Zweck gemietet. Zimmer sechs-vierzehn im Draeger-Gebäude, Pine Avenue direkt nördlich vom Ocean Boulevard. Aber einen Moment noch; bevor Sie auflegen, möchte ich gern noch einiges klarstellen und ein paar Fragen an Sie richten.“

„Bitte schön, Doktor.“

„Danke. Ehe ich Sie einschreibe, hätte ich gern etwas über Ihr Leben und Ihre Herkunft gewußt. Dies ist nämlich kein – äh – Schwindelunternehmen, Mr. Devereaux. Natürlich möchte ich Geld damit verdienen, aber es liegt mir sehr viel mehr daran, den Leuten zu helfen.

Viele werden es bitter nötig haben. Weit mehr Leute als ich individuell behandeln kann. Deshalb habe ich diese Methode – durch andere zu arbeiten – gewählt.“

„Verstehe“, sagte Luke. „Sie suchen Schüler, um Apostel aus ihnen zu machen.“

Der Psychologe lachte. „Ausgezeichnet formuliert. Aber wir wollen die Analogie lieber nicht weitertreiben – ich kann Ihnen versichern, daß ich mich keineswegs für einen Messias halte. Aber ich habe genügend Glauben in meine Fähigkeiten, anderen helfen zu können, daß ich mir meine Schüler sehr sorgfältig aussuchen möchte. Be-

sonders da die Teilnehmerzahl an den Kursen bewußt niedrig gehalten ist, möchte ich natürlich meine Bemühungen auf Leute beschränken, die – äh – “

„Verstehe vollkommen“, unterbrach ihn Luke. „Und jetzt zu den Fragen.“

„Haben Sie eine höhere Schulbildung?“

„Ich habe zwei Jahre studiert – freilich nicht sehr systematisch. Aber ich habe mein Leben lang gelesen, alles was mir unter die Finger kam.“

„Darf ich fragen, wie lange das war?“

„Siebenunddreißig Jahre. Moment, ich meine natürlich, daß ich siebenunddreißig Jahre alt bin. Ganz solange lese ich natürlich noch nicht.“

„Haben Sie viel auf dem Gebiet der Psychologie gelesen?“

„Nichts Fachliches. Eine ganze Reihe populärwissenschaftlicher Bücher, wie sie für Laien geschrieben werden.“

„Und darf ich mich nach Ihrem Hauptberuf erkundigen?“

„Ich schreibe Zukunftsromane.“

„Wirklich? Zukunftsromane? Sind Sie etwa Luke Devereaux?“

Luke spürte jenes Wohlbehagen, das ein Schriftsteller immer empfindet, wenn man seinen Namen kennt. „Ja“, sagte er. „Sagen Sie bloß noch, daß Sie Zukunftsromane läsen.“

„Mit Wonne. Wenigstens bis vor vierzehn Tagen. Ich glaube, im Augenblick ist niemand in der Stimmung, etwas über Wesen von anderen Welten zu lesen. Dabei

fällt mir ein, daß der Umsatz von Zukunftsromanen stark zurückgegangen sein muß. Ist das der Grund, warum Sie sich einem neuen – äh – Beruf zuwenden wollen?“

„Ich fürchte, ich war schon vor dem Kommen der Martier als Schriftsteller in einer schlimmen Krise, ich kann sie also nicht ganz dafür verantwortlich machen. Freilich haben sie auch nichts zur Besserung beigetragen. Und auf das, was Sie über den Rückgang von Zukunftsromanen gesagt haben, können Sie getrost noch stärkere Ausdrücke anwenden. Es besteht überhaupt keine Nachfrage mehr danach. Vielleicht greift man wieder danach, wenn die Martier viele Jahre weg sein werden – falls sie uns je verlassen.“

„Ich verstehe. Es tut mir leid, Mr. Devereaux, daß Sie mit dem Schreiben solches Pech gehabt haben, aber ich nehme Sie natürlich gern in einen meiner Kurse auf. Wenn Sie gleich zu Anfang Ihren vollen Namen genannt hätten, hätten sich alle weiteren Fragen erübrigt. Dann sehe ich Sie also um sieben?“

„Abgemacht“, sagte Luke.

Mochten die Fragen des Psychologen auch überflüssig gewesen sein, so war Luke doch ganz froh, daß er sie gestellt hatte. Er war jetzt überzeugt, daß es sich nicht um ein Schwindelunternehmen handelte und der Mann das darstellte, was er vorgab.

Er nahm eine hastige Dusche und rasierte sich, wobei er sich leicht schnitt, als plötzlich, mitten im Strich, jemand ein unanständiges Geräusch direkt vor seinem Ohr von sich gab. Noch vor einer Sekunde war kein Martier zu sehen gewesen. Es war kein tiefer Schnitt, und die

Blutung war rasch gestillt. Er fragte sich, ob sich selbst ein geschulter Psychologe bis zu dem Grade auf derartige Dinge einzustellen vermöchte, um die Reaktion zu vermeiden, die er gerade gehabt hatte? Nun, auch darauf würde Forbes die Antwort wissen. Und wenn es keine bessere Antwort war, so würde ein elektrischer Rasierapparat das Problem lösen. Am besten, er legte sich einen zu, sobald er wieder Geld hatte.

Er wollte den Eindruck, den sein Name gemacht hatte, durch seine äußere Erscheinung nicht verwischen, und so zog er seinen besten Anzug an – den braunen Gabardine – ein sauberes weißes Hemd, überlegte eine Weile, welchen Binder er wählen sollte, und entschloß sich für einen unauffälligen blauen.

Vor sich hin pfeifend, machte er sich auf den Weg, schritt munter aus, mit dem Gefühl, als stände er an einem Wendepunkt seines Lebens und am Beginn eines neuen und besseren Abschnitts.

Die Fahrstühle in dem Draeger-Gebäude waren außer Betrieb, aber er fühlte sich nicht entmutigt dadurch, daß er bis zum sechsten Stock hinauflaufen mußte; im Gegenteil, es erheiterte ihn.

Als er die Tür zu sechs-vierzehn öffnete, erhob sich ein großer, schlanker Mann in Oxford-Grau und mit einer dickumrandeten Brille von seinem Platz hinter dem Pult und trat auf ihn zu, um ihm die Hand zu reichen. „Luke Devereaux?“ fragte er.

„Erraten, Dr. Forbes. Wieso haben Sie mich gleich erkannt?“

Forbes lächelte. „Teils durch Elimination – bis auf Sie

und noch jemand sind nämlich alle Teilnehmer bereits versammelt – teils weil ich Ihr Bild von einem Buchumschlag her kenne.“

Luke drehte sich um und sah, daß bereits vier Personen anwesend waren und auf bequemen Stühlen Platz genommen hatten. Zwei Männer und zwei Frauen. Sie waren sämtlich gut gekleidet und sahen klug und sympathisch aus. Außer ihnen war noch ein einzelner Martier vorhanden, der mit übergeschlagenen Beinen auf einer Ecke von Forbes' Pult saß und sich zu langweilen schien. Forbes stellte Luke vor. Die Männer hießen Kendall und Brent; die Frauen waren eine Miss Kowalski und eine Mrs. Johnston.

„Und ich würde Sie auch unserem Freund vom Mars vorstellen, wenn er einen Namen hätte“, sagte Forbes heiter. „Aber wie sie uns sagen, verwenden sie keine Namen.“

„Leck mich – Mack“, sagte der Martier.

Luke suchte sich einen unbesetzten Stuhl aus, und Forbes kehrte auf seinen Drehschemel hinter dem Pult zurück.

Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. „Punkt sieben“, sagte er. „Aber ich glaube, wir sollten noch einen Augenblick auf den fehlenden letzten Teilnehmer warten. Sind alle einverstanden?“

Alle nickten, und Miss Kowalski fragte: „Wollen Sie unsere Gebühren einkassieren, während wir warten?“ Fünf Fünf-Dollar-Scheine wurden auf das Pult hinaufgebracht. Forbes ließ sie, für jeden sichtbar, liegen. „Vielen Dank“, sagte er. „Ich lasse sie hier liegen. Wer nach Be-

endigung der Stunde mit dem Gebotenen nicht zufrieden ist, kann sich sein Geld zurücknehmen. Ah, da kommt unser letzter Teilnehmer. Mr. Gresham?“

Er gab dem Neuankömmling die Hand, einem kahlköpfigen Mann mittleren Alters, der Luke entfernt bekannt vorkam – obwohl Luke sich nicht erinnern konnte, wo er ihm begegnet sein mochte – und stellte ihn den anderen vor. Gresham sah das Bündel Scheine auf dem Pult, legte seinen dazu und nahm neben Luke Platz. Während Forbes seine Notizen ordnete, beugte sich Gresham zu Luke hinüber. „Haben wir uns nicht schon irgendwo gesehen?“ flüsterte er.

„Kommt mir auch so vor“, sagte Luke. „Ich hatte ebenfalls das Gefühl. Aber darüber können wir uns später unterhalten. Moment mal, ich glaube, ich –“

„Ruhe, bitte!“

Luke schwieg und lehnte sich abrupt zurück. Und errötete ein wenig, als er merkte, daß nicht Forbes, sondern der Martier gesprochen hatte. Der Martier grinste ihn an.

Forbes lächelte. „Lassen Sie mich mit der Feststellung beginnen, daß man Martier nicht ignorieren kann – besonders wenn sie unerwartet etwas sagen oder tun. Ich hatte nicht die Absicht, diesen Punkt schon jetzt zur Sprache zu bringen, aber da ich heute Abend offenbar ‚Assistenz‘ haben werde, beginne ich am besten gleich mit einer Behauptung, auf die ich erst allmählich kommen wollte.“

Sie lautet: Ihr Leben, Ihre Gedanken, Ihre geistige Gesundheit – sowie das Leben, die Gedanken und die geistige Gesundheit all derjenigen, als deren Lehrer und Be-

rater ich Sie zu sehen hoffe – werden am geringsten von den Martiern beeinträchtigt, wenn man sie weder völlig zu ignorieren sucht, noch sie allzu ernst nimmt, sondern einen Mittelweg wählt.

Sie völlig zu ignorieren – auch nur den Versuch dazu zu unternehmen, so zu tun, als wären sie nicht vorhanden, wo sie so offensichtlich da sind, ist eine Form der Ablehnung der Realität, die geradenwegs zu Schizophrenie und Paranoia führen kann. Ihnen umgekehrt volle Beachtung zu schenken und sich ernstlich über sie zu ärgern, kann geradenwegs zu einem Nervenzusammenbruch oder zum Schlaganfall führen.“

Klingt einleuchtend, dachte Luke. Der Mittelweg ist fast immer der beste. – Der Martier auf der Ecke von Forbes' Pult gähnte mächtig.

Plötzlich kwimmte ein zweiter Martier ins Zimmer und ließ sich in der Mitte von Forbes' Pult nieder. So dicht vor Forbes' Nase, daß dieser unwillkürlich aufschrie. Und die Klasse dann über den Kopf des Martiers hinweg anlächelte.

Danach senkte er den Kopf, um einen Blick auf seine Notizen zu werfen. Der neue Martier hockte darauf. Er griff mit der einen Hand durch den Martier hindurch und schob sie zur Seite; der Martier rückte nach.

Forbes seufzte und richtete den Blick wieder auf die Klasse. „Es sieht aus, als würde ich frei sprechen müssen. Ihr Sinn für Humor hat etwas Kindliches.“

Er beugte sich etwas zur Seite, um besser an dem Kopf des vor ihm sitzenden Martiers vorbeischaun zu können. Der Martier beugte sich ebenfalls zur Seite. For-

bes nahm seine ursprüngliche Haltung wieder ein; der Martier desgleichen.

„Ihr Sinn für Humor hat etwas Kindliches“, wiederholte Forbes. „Und dabei möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß ich die meisten meiner Theorien auf Grund des Studiums von Kindern und ihrer Reaktionen auf Martier formuliert habe. Sie haben alle zweifellos die Beobachtung gemacht, daß sich Kinder nach den ersten paar Stunden, nachdem der Reiz des Neuen vorbei war, leichter und schneller an Martier gewöhnten als Erwachsene. Besonders Kinder unter fünf Jahren. Ich habe selbst zwei Kinder und –“

„Drei, Mack“, sagte der Martier auf der Pultkante. „Ich habe das Schriftstück mit eigenen Augen gesehen, für das du der Dame in Gardena zweitausend Dollar gabst, damit sie auf eine Alimentenklage verzichtet.“

Forbes lief rot an. „Ich habe zwei Kinder zu Hause“, fuhr er fort, „und –“

„Und eine alkoholische Frau“, sagte der Martier. „Vergiß sie nicht.“

Forbes schloß die Augen und ließ einige Augenblicke verstreichen, als zähle er insgeheim.

„Das Nervensystem von Kindern“, sagte er, „wie ich es in ‚Du und deine Nerven‘ dargelegt habe, meinem populären Buch über –“

„So verdammt populär ist es nun auch wieder nicht, Mack. Aus der Honorarabrechnung geht hervor, daß weniger als tausend Exemplare verkauft wurden.“

„Ich wollte damit nur sagen, daß es populär geschrieben ist.“

„Warum ist es dann nicht gegangen?“

„Weil es nicht gekauft wurde“, fuhr Forbes ihn an. Und wandte sich dann lächelnd an seine Hörer. „Ich bitte um Entschuldigung. Ich hätte mich nicht auf ein zweckloses Argument einlassen sollen. Wenn sie dumme Fragen stellen, so gibt man am besten keine Antwort.“

Der Martier, der auf seinen Notizen gesessen hatte, kwimmte plötzlich in Sitzstellung auf seinen Kopf, ließ die Beine vor seinem Gesicht herunterbaumeln und bewegte sie hin und her, so daß sein Blick bald klar, bald getrübt war.

Forbes warf einen Blick auf seine Notizen, die für ihn jetzt zeitweilig sichtbar waren. Er sagte: „Ah – eben entdeckte ich hier etwas, was ich Ihnen besonders ans Herz legen möchte, solange ich es lesen kann, daß Sie nämlich den Leuten gegenüber, denen Sie helfen wollen, vollkommen aufrichtig sein müssen –“

„Warum bist d u das nicht gewesen, Mack?“ fragte der Martier auf der Pultkante.

„ – und nicht ungerechtfertigt Dinge für sich in Anspruch nehmen oder –“

„Wie du in deinem Rundschreiben, Mack. Wo du vergessen hast, zu erwähnen, daß die angeführten Monographien nie erschienen sind.“

Forbes, hinter den hin und her pendelnden, grünbekleideten Beinen, wurde feuerrot im Gesicht. Er erhob sich langsam, wobei er sich mit den Händen an die Pultkante klammerte. Er sagte: „Ich – äh –“

„Und warum hast du verschwiegen, daß du bei Con-vair nur Assistenzpsychologe warst, und weshalb sie dich

entlassen haben?“ Der Martier auf der Pultkante steckte seine Daumen in die Ohren, wackelte mit den Fingern und gab ein sehr lautes, unanständiges Geräusch von sich.

Forbes holte aus und schlug kräftig zu. Und schrie vor Schmerz auf, als seine Faust durch den Martier hindurchging und die schwere metallene Leselampe vom Pult herunter fegte, die der Martier verdeckt hatte.

Er zog die verletzte Hand zurück und starrte verblüfft darauf, zwischen den hin und her pendelnden Beinen des zweiten Martiers hindurch. Plötzlich waren beide Martier verschwunden.

Forbes, dessen Gesicht jetzt weiß statt rot war, ließ sich schwerfällig nieder und starrte die sechs Leute in seinem Büro verständnislos an, als wundere er sich, was sie hier wollten. Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, als wolle er etwas nicht mehr Vorhandenes wegwischen, was sich nicht hatte wegwischen lassen, solange es da war.

Er sagte: „Im Umgang mit Martiern sollte man stets daran denken –“

Dann vergrub er den Kopf in seinen auf das Pult aufgestützten Armen und fing leise an zu schluchzen.

Die Frau, die als Mrs. Johnston vorgestellt worden war, hatte in nächster Nähe des Pultes gegessen. Sie erhob sich, beugte sich vor und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Mr. Forbes“, sagte sie. „Ist Ihnen nicht wohl, Mr. Forbes?“

Sie bekam keine Antwort, nur daß das Schluchzen langsam nachließ.

Auch die anderen waren aufgestanden, Mrs. Johnston wandte sich an sie. „Ich glaube, wir lassen ihn lieber allein“, sagte sie. „Und“ – sie ergriff einen von den sechs Fünf-Dollar-Scheinen – „das Geld erhalten wir wohl unter diesen Umständen zurück.“ Sie behielt einen Schein für sich und verteilte die anderen. Schweigend verließen sie das Zimmer, einige auf Zehenspitzen. Nur Luke Devereaux und Mr. Gresham, der neben ihm gesessen hatte, blieben zurück. „Bleiben wir noch“, hatte Gresham gesagt. „Er braucht vielleicht Hilfe.“ Und Luke hatte genickt.

Mit vereinten Kräften richteten sie Forbes in seinem Stuhl auf. Seine Augen standen offen, starrten sie jedoch verständnislos an.

„Schock“, sagte Gresham. „Vielleicht erholt er sich wieder. Aber –“ Seine Stimme drückte Zweifel aus. „Das Gescheiteste wäre wohl, die Männer in den weißen Kitteln zu benachrichtigen.“

Luke hatte Forbes' verletzte Hand untersucht. „Sie ist gebrochen“, sagte er. „Schon deswegen braucht er ärztliche Betreuung. Wir werden einen Arzt anrufen. Wenn er bis dahin nicht zu sich gekommen ist, soll der Doktor die Verantwortung übernehmen und ihn einliefern lassen oder nicht.“

„Gute Idee. Aber vielleicht brauchen wir gar nicht erst zu telefonieren. Nebenan ist eine Arzt – Praxis, ich habe zufällig darauf geachtet, als ich herkam, und das Licht brannte. Er muß entweder noch Sprechstunde abhalten oder länger zu tun haben.“

Der Arzt hatte länger zu tun gehabt und war gerade im

Aufbruch, als sie ihn erwischten. Sie baten ihn, mit in Forbes' Büro zu kommen, berichteten, was sich zuge- tragen hatte, und ließen ihn mit dem Patienten allein.

Beim Hinuntergehen sagte Luke: „Er war ein ganz netter Kerl, solange er sich gehalten hat.“

„Und hatte eine ganz nette Idee, solange sie sich gehalten hat.“

„Ja“, sagte Luke. „Es hat mir einen ziemlichen Schlag versetzt. Aber wir wollten uns doch eigentlich darüber klar werden, wo wir uns früher gesehen oder getroffen haben. Ist es Ihnen schon eingefallen?“

„Vielleicht bei Paramount? Ich habe sechs Jahre dort gearbeitet, bis sie vor zwei Wochen zugemacht haben.“

„Stimmt“, sagte Luke. „Ich war vor etlichen Jahren auch einmal für ein paar Wochen dort. Hab' aber bald wieder aufgehört. War nicht mein Fall.“

„Dann sind wir uns wahrscheinlich dort begegnet. Sa- gen Sie mal, Devereaux – “

„Sag ruhig Luke zu mir. Und du heißt Steve mit Vor- namen, nicht wahr?“

„Stimmt. Also, Luke, mir ist genau so erbärmlich zu- mute wie dir. Und ich weiß genau, was ich mit den fünf Dollars machen werde, die ich eben zurückerhalten habe. Weißt du schon, was du mit deinen anfangen wirst?“

„Dasselbe wie du. Wo wollen wir die Flasche austrin- ken, auf deinem Zimmer oder bei mir?“

Sie entschieden sich für Lukes Zimmer; Steve Gre- sham wohnte bei seiner Schwester und ihrem Mann, und dort gab es Kinder und andere Nachteile.

Sie ertränkten ihren Kummer, Glas um Glas. Es stellte

sich bald heraus, daß Luke mehr vertragen konnte als Gresham. Kurz nach Mitternacht fiel Gresham aus; Luke machte weiter, wenn auch nicht mehr ganz mit dem alten Elan.

Es mißlang ihm, Gresham aufzuwecken, und so goß er sich noch ein Glas voll ein und setzte sich damit hin, um zu trinken und nachzudenken, anstatt zu trinken und zu reden. Aber er hätte lieber geredet als nachgedacht und sehnte sich fast nach dem Auftauchen eines Martiers. Es zeigte sich jedoch keiner. Und er war noch nicht verrückt oder betrunken genug, um mit sich selber zu reden. „Bis jetzt noch nicht“, sagte er laut und verfiel beim Klang seiner Stimme wieder in Schweigen.

Armer Forbes, dachte er. Er und Gresham hatten ihn im Stich gelassen; sie hätten bei ihm ausharren sollen, solange wenigstens, bis man festgestellt hätte, daß der Fall hoffnungslos war. Aber sie hatten nicht einmal die Diagnose des Arztes abgewartet. Ob es dem Arzt gelungen sein mochte, ihn wieder zu Verstand zu bringen, oder hatte er die Männer in den weißen Kitteln benachrichtigt?

Er konnte den Arzt anrufen und sich erkundigen.

Nur daß er sich nicht mehr an den Namen des Arztes erinnerte, falls er ihn je gehört hatte.

Er konnte die Long Beach Heilanstalten anrufen und nachfragen, ob Forbes dort eingeliefert worden wäre. Oder nach Margie fragen, die sich nach dem Befinden von Forbes erkundigen und ihm mehr darüber sagen konnte als die Auskunft. Aber mit Margie wollte er gar nicht sprechen. Ja, er wollte. Nein, er wollte nicht; sie

hatte sich von ihm scheiden lassen, zum Teufel mit ihr. Zum Teufel mit allen Weibern.

Leicht torkelnd, ging er auf den Flur hinaus ans Telefon. Er mußte ein Auge zukneifen, um die kleine Schrift im Telefonbuch zu entziffern und die Nummer zu wählen.

Er fragte nach Margie.

„Den Familiennamen, bitte.“

Für einen Augenblick vermochte er sich nicht auf Margies Mädchennamen zu besinnen. Dann fiel er ihm ein. Doch vielleicht hatte sie ihn noch gar nicht wieder angenommen, besonders da die Scheidung noch lief. „Margie Devereaux, Krankenschwester.“

„Moment, bitte.“

Und gleich darauf Margies Stimme: „Hallo.“

„Hallo, Margie. Hier Luke. Hab ich dich aus dem Schlaf gescheucht?“

„Nein, ich habe Nachtdienst. Es freut mich, daß du angerufen hast, Luke. Ich war in Sorge um dich.“

„In Sorge um mich? Nicht der geringste Anlaß dazu.“

„Du weißt ja – die Martier. Soviele Leute sind – Und da hab ich mir eben Gedanken gemacht.“

„Und gedacht, ich wäre übergesnapppt, was? Keine Bange, mich kriegen sie so leicht nicht unter. Hab früher einmal Zukunftsromane geschrieben, weißt du noch? Bin der Erfinder der Martier. Ohne mich gäbe es überhaupt keine.“

„Fehlt dir auch wirklich nichts, Luke? Du mußt getrunken haben.“

„Klar. Aber sonst geht's mir gut. Und dir?“

„Ausgezeichnet. Nur furchtbar viel zu tun. Das reinste – du weißt ja – Irrenhaus. Ich kann nicht lange sprechen. Wolltest du etwas Besonderes?“

„Nichts, gar nichts. Mir geht's ausgezeichnet.“

„Dann muß ich jetzt Schluß machen. Aber ich möchte mich gern einmal mit dir aussprechen, Luke. Kannst du mich morgen nachmittag anrufen?“

„Gern. Um welche Zeit?“

„Irgendwann am Nachmittag. Tjös, Luke.“

„Wiedersehn.“

Er kehrte zu seinem Glase zurück und entsann sich plötzlich, daß er vergessen hatte, sich bei Margie nach Forbes zu erkundigen. Zum Teufel mit Forbes; war ja auch egal. Entweder war er wieder bei sich oder nicht, und wenn er nicht wieder bei sich war, ließ sich auch nichts daran ändern.

Jedenfalls war Margie überraschend freundlich gewesen. Noch dazu, da sie gemerkt hatte, daß er betrunken war. Sie hatte nichts gegen das Trinken – sie selbst trank mäßig. War aber immer wütend geworden, wenn er über die Stränge geschlagen und zuviel getrunken hatte wie heute Nacht.

Mußte sich wirklich Sorgen um ihn gemacht haben. Aber warum?

Und dann fiel es ihm ein. Sie hatte ihn immer im Verdacht gehabt, geistig nicht ganz ausgeglichen zu sein. Hatte ihn sogar einmal dazu bewegen wollen, sich analysieren zu lassen – was einer der Punkte war, über die sie sich gestritten hatten. Und jetzt, da soviele Leute überschnappten, dachte sie natürlich, er würde einer der ersten sein.

Zum Teufel mit ihr, wenn sie sich das einbildete. Er würde einer der letzten sein, den die Martier unterkriegt, nicht der erste.

Er goß sich noch ein Glas ein. Nicht, daß es ihn wirklich danach verlangt hätte – er war bereits betrunken genug – nur Margie und den Martiern zum Trotz. Er würde es ihnen zeigen.

Da war auch schon ein Martier im Zimmer.

Luke drohte ihm mit ausgestrecktem Finger. „Mich kriegt ihr nicht unter“, sagte er. „Ich hab euch überhaupt erst erfunden.“

„Du bist bereits unten, Mack. Besoffen wie eine Hautbitze.“

Der Martier ließ seine Blicke angewidert von Luke zu Gresham schweifen, der auf dem Bett lag und schnarchte. Und kam wohl zu dem Ergebnis, es lohne die Mühe nicht, die beiden zu belästigen. Und verschwand.

„Siehst du! Was hab ich gesagt!“ frohlockte Luke.

Nahm noch einen Schluck und konnte das Glas gerade noch absetzen, ehe ihm das Kinn auf die Brust sank und er einschlief.

Und von Margie träumte. Eine Zeitlang träumte er, daß sie sich stritten und zankten, und dann träumte er – aber selbst während die Martier im Lande waren, blieben Träume privat.

5

Der Eiserne Vorhang zitterte wie Espenlaub in einem Erdbeben.

Die Führer der Völker sahen sich einer internationalen Opposition gegenüber, die sie nicht auszurotten, nicht einmal einzuschüchtern vermochten.

Und nicht nur konnten sie die kapitalistischen Kriegshetzer nicht für die Martier verantwortlich machen, sondern fanden alsbald heraus, daß die Martier noch schlimmer als die kapitalistischen Kriegshetzer waren.

Sie waren nicht nur keine Marxisten, sondern bekannten sich zu überhaupt keiner politischen Philosophie und spotteten über alle. Sie spotteten über alle irdischen Regierungen und Regierungsformen gleichermaßen, selbst über die bloß theoretischen. Ja, sie selber besäßen die vollkommene Regierungsform, aber wie sie aussähe, darüber verweigerten sie die Aussage – außer daß es uns nichts angehe.

Sie wären keine Missionare und hätten nicht das geringste Verlangen, uns zu helfen. Sie wollten nur feststellen, was wir trieben und uns nach Möglichkeit behelligen und ärgern.

Hinter dem zitternden Eisernen Vorhang hatten sie großartige Erfolge damit.

Wie konnte man die Große Lüge oder selbst kleinere verkünden, wo Hunderttausende von Martiern auf der Lauer lagen und nur darauf warteten, sie zu zerfleddern? Sie liebten Propaganda.

Und waren so schwatzhaft. Niemand kann auch nur mutmaßen, wieviele Menschen in den ersten beiden Monaten nach dem Kommen der Martier in kommunistischen Ländern summarisch abgeurteilt und hingerichtet wurden. Bauern, Betriebsleiter, Generäle, Mit-

glieder des Politbüros. Mit Martiern in der Nähe war es nicht mehr sicher, ein Wort zu sagen oder einen Handschlag zu tun. Und es schienen stets Martier in der Nähe zu sein.

Nach einer Weile trat selbstverständlich in dieser Hinsicht eine Milderung ein. Mußte eintreten. Man konnte nicht alle Menschen umbringen, nicht einmal all diejenigen, die außerhalb des Kremles lebten, da die kapitalistischen Kriegshetzer sonst hätten einmarschieren und die Macht übernehmen können. Man konnte nicht die gesamte Bevölkerung nach Sibirien verbannen; in Sibirien war zwar Platz aber nicht genügend zu essen für alle.

Konzessionen mußten gemacht werden; geringfügige Meinungsverschiedenheiten mußten gestattet werden. Geringfügige Abweichungen von der Parteilinie mußten ignoriert oder übersehen werden. Das alles war schlimm genug.

Aber das schlimmste war, daß es sich als unmöglich erwies, Propaganda, selbst interne Propaganda, zu machen. Tatsachen und Zahlen, ob vom Rednerpult verkündet oder im Druck erschienen, mußten stimmen. Die Martier achteten auf jede noch so geringe falsche Angabe oder Übertreibung und teilten es allen Leuten mit. Wie sollte man unter solchen Umständen regieren?

6

Aber auch die kapitalistischen Kriegshetzer hatten mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Wer eigentlich nicht?

Nehmen wir Ralph Blaise Wendel. Geboren um die

Jahrhundertwende und jetzt vierundsechzig Jahre alt. Von aufrechter Statur, aber bereits ein wenig gebeugt; schlank, mit grauem Haar, das sich bereits lichtete, und müden grauen Augen. Obwohl es damals nicht wie ein Mißgeschick ausgesehen, hatte er das Mißgeschick gehabt, im Jahre 1960 zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt zu werden.

Und jetzt war er, zum mindesten bis zu den nächsten Wahlen, Präsident eines Landes mit einer Hundertachtzig-Millionen-Bevölkerung – und rund sechzig Millionen Martiern.

Im Augenblick – eines Abends Anfang Mai, sechs Wochen nach dem Kommen der Martier – saß er allein in seinem großen Arbeitszimmer und grübelte.

Ganz allein; nicht einmal ein Martier war zugegen. Solche Ungestörtheit war nichts Ungewöhnliches. Die Martier belästigten Präsidenten und Diktatoren nicht mehr als Buchhalter und Babysitters. Sie hatten keinen Respekt vor Personen; sie hatten vor nichts Respekt.

Und jetzt war er, wenn auch vielleicht nur für einen Augenblick, allein. Das Tagwerk getan, aber Unwillens, sich von der Stelle zu bewegen. Oder zu müde dazu. Von jener Ausgelaugtheit befallen, die aus der Verbindung großer Verantwortlichkeit mit einem Gefühl völliger Unzulänglichkeit entsteht. Zum Sterben matt, weil er sich geschlagen sah.

Voller Bitterkeit dachte er an die sechs vergangenen Wochen zurück und an die Krise, in die man geraten war. Im Vergleich dazu war die sogenannte Große Wirtschaftskrise Ende der zwanziger Jahre ein Kinderspiel gewesen.

Eine Krise, die nicht mit einem Börsenkrach begonnen hatte – obwohl ein solcher Krach rasch genug nachfolgte – sondern damit, daß Millionen innerhalb kürzester Frist stellungslos geworden waren. Fast alle, die in der Vergnügungsindustrie tätig waren; nicht nur die Schauspieler, sondern auch Bühnenarbeiter, Billettabnehmer und Putzfrauen. Alle, die auf irgendeine Weise mit professionellen Sportveranstaltungen zu tun hatten. Alle in der Filmindustrie Beschäftigten. Alle, die beim Funk und beim Fernsehen gearbeitet hatten, außer einigen Technikern, die ihre Stellungen behielten, um die Übertragungen aufrecht zu erhalten und bereits aufgenommene Sendungen abzuspielen. Und einigen, sehr wenigen, Ansgern und Kommentatoren.

Jedes Orchester, jede Tanzkapelle. Schatten der Unterwelt!

Niemand hatte auch nur geahnt, wieviele Millionen sich ihren Lebensunterhalt auf irgendeine Weise, direkt oder indirekt, bei Sportveranstaltungen und in der Vergnügungsindustrie verdient hatten. Nicht bis zu dem Augenblick, da sie ihre Stellungen verloren.

Und der Sturz der Vergnügungsindustrie-Aktien hatte einen allgemeinen Börsenkrach zur Folge gehabt.

Und es war schlimmer und schlimmer geworden. Die Automobilproduktion lag 87 Prozent unter der Produktion des Vorjahrmonats. Selbst die Leute, die noch in Stellungen waren und Geld verdienten, kauften keine neuen Wagen. Man blieb zu Hause. Wohin sollte man auch gehen? Gewiß, manch einer mußte zur Arbeit und zurück fahren, aber für diesen Zweck genügte der alte

Wagen. Wer wäre hirnverbrannt genug gewesen, sich in einer derartigen Krise einen neuen anzuschaffen, noch dazu wo der Markt für gebrauchte Wagen mit fast fabrikneuen Modellen vollgestopft war, die manche Leute rasch hatten veräußern müssen. Verwunderlich war weniger, daß die Automobilproduktion um 87 Prozent gesunken war, sondern daß überhaupt noch neue Wagen hergestellt wurden.

Und da man einen Wagen nur dann fuhr, wenn eine zwingende Notwendigkeit bestand – Vergnügungsfahrten waren kein Vergnügen mehr – so wurden auch die Ölfelder und die Raffinerien schwer betroffen. Mehr als die Hälfte aller Tankstellen hatte geschlossen.

Stahl und Kautschuk waren betroffen. Mehr Arbeitslosigkeit.

Weniger Bautätigkeit, weil die Leute weniger Geld hatten und keine Neubauten aufführen ließen.

Und die Gefängnisse! Überfüllt, obgleich es so gut wie keine organisierten Verbrechen mehr gab. Aber sie waren bereits überfüllt gewesen, ehe die Verbrecher entdeckten, daß ihr Handwerk sinnlos geworden war. Und was sollte man jetzt mit den Tausenden anfangen, die täglich verhaftet wurden, weil sie aus Verzweiflung oder irgendeinem anderen Grunde Gewalttätigkeiten begangen hatten?

Was sollte mit den bewaffneten Streitkräften geschehen, wo keine Möglichkeit mehr für einen Krieg bestand – sie auflösen? Und die Anzahl der Stellungslosen um mehrere Millionen erhöhen? An eben diesem Nachmittag hatte er einen Erlaß unterzeichnet, durch den je-

dem Soldaten oder Matrosen sofortige Entlassung gewährt wurde, wenn der Betreffende nachweisen konnte, daß er entweder eine Stellung in Aussicht hatte oder über genügend Mittel verfügte, die eine Gewähr dafür boten, daß er nicht der öffentlichen Fürsorge zur Last falle. Aber nur ein ganz geringer Bruchteil würde imstande sein, diesen Nachweis zu erbringen.

Die Staatsschuld – der Haushaltsplan – die Notstandsprogramme – das Heer – der Haushaltsplan – die Staatsschuld –

Präsident Wendell vergrub den Kopf in seinen auf dem Schreibtisch ruhenden Händen und fühlte sich sehr alt und sehr nichtig.

Aus einer Ecke des Zimmers kam das spöttische Echo eines Aufstöhnens. „He, Mack“, sagte eine Stimme. „Machst du schon wieder Überstunden? Brauchst du vielleicht Hilfe?“

Und ein Auflachen. Ein widerwärtiges Lachen.

7

Nicht alle Geschäfte gingen schlecht.

Psychiater beispielsweise hatten nicht über Zulauf zu klagen. Sie wurden verrückt, indem sie versuchten, andere Leute vor dem Verrücktwerden zu bewahren.

Oder nehmen wir die Leichenbestatter. Da die Sterblichkeitsziffer infolge von Selbstmorden, Gewalttätigkeiten und Schlaganfällen sprunghaft emporschnellte, hatten sie in ihrem Gewerbe nicht über Krisenerscheinungen zu klagen. Sie machten glänzende Geschäfte,

trotz der anwachsenden Tendenz zu möglichst schlichten Beerdigungen oder Einäscherungen ohne alle Feierlichkeiten. (Es fiel Martiern nur allzu leicht, eine Trauerfeierlichkeit in eine Posse zu verwandeln, besonders da sie scharf darauf achteten, was am Sarge eines Verstorbenen gesagt und gesprochen wurde, und wehe, wenn es nicht seinen Tugenden oder Schwächen entsprach und auf Lobhudelei oder Verleumdung hinauslief. Dafür hatten sie ein besonderes Talent und waren über den Lebenswandel des Verblichenen stets allerbestens informiert. Auch wenn man felsenfest davon überzeugt war, daß der Verstorbene ein untadeliges Leben geführt habe, war man nicht sicher; nur allzu oft erfuhren die trauernden Hinterbliebenen Dinge über ihn, daß ihnen die Spukke wegblieb.)

Die Apotheken hatten einen Riesenumsatz im Verkauf von Aspirin, Beruhigungsmitteln und Ohropax zu verzeichnen.

Wie kaum anders zu erwarten, herrschte nirgends eine solche Hochkonjunktur wie in den Schnapsbrennereien.

Seit altersher dient der Alkohol dem Menschen in bevorzugtem Maße dazu, den unbequemen Dingen des alltäglichen Lebens auszuweichen. Und jetzt hatte das alltägliche Leben plötzlich kleine, grüne Unbequemlichkeiten aufzuweisen, die tausendmal schlimmer waren als alle vorher gekannten. Jetzt hatte der Mensch einen wirklichen Grund zur Flucht in den Rausch.

Getrunken wurde naturgemäß hauptsächlich zu Hause.

Die Kneipen waren noch offen und waren nachmittags voll und abends überfüllt. In den meisten waren die Spie-

gel hinter der Theke zertrümmert, da man mit Gläsern, Flaschen, Aschenbechern oder irgend etwas Beliebigen nach Martiern geworfen hatte, und die Spiegel wurden nicht ersetzt, weil sie sonst wieder auf dieselbe Art zertrümmert worden wären.

Aber die Lokale schenkten noch aus und waren überlaufen. Selbstverständlich waren auch Martier in Mengen vorhanden, obwohl sie nicht tranken. Die Wirte und die Gäste hatten eine Teillösung gefunden – genau soviel Lärm zu machen. Plattenspieler liefen in voller Lautstärke, und in den meisten Kneipen gab es mindestens zwei. Radios erhöhten den Lärm noch. Wer sich unterhalten wollte, mußte seinem Nachbar ins Ohr brüllen.

Wer still vor sich hin trank (und mehr und mehr Leute nahmen ihre Zuflucht zum stillen Suff), war vor Martiern in einer Kneipe am verhältnismäßig sichersten. Unter Umständen waren ein Dutzend von ihnen anwesend, aber wenn man mit einem Glas in der Hand dicht an der Theke stand und die Augen schloß, konnte man sie weder sehen noch hören. Und wenn man dann nach einer Weile die Augen aufmachte und sie erblickte, war es gleichgültig, weil man sie dann doch nicht mehr richtig wahrnahm.

Ja, die Kneipen hatten ihr gutes Auskommen.

8

Nehmen wir „Die Gelbe Laterne“ auf Pine Avenue in Long Beach. Ein Lokal wie jedes andere, aber Luke Devereaux befindet sich darin, und es ist Zeit, daß wir zu Luke

zurückkehren, da eine große Überraschung seiner harrt.

Er steht dicht an der Theke, ein Glas in der Hand. Und seine Augen sind geschlossen, so daß wir ihn betrachten können, ohne ihn zu stören.

Er hat sich nicht sehr verändert, seit wir ihn vor sieben Wochen das letzte Mal gesehen haben, nur daß er etwas magerer geworden ist. Er ist immer noch reinlich gekleidet und sauber rasiert. Sein Anzug müßte vielleicht einmal aufgebügelt werden, und die Falten in seinem Hemdkragen verraten, daß er seine Wäsche jetzt selber wäscht. Aber es ist ein Sporthemd, und es sieht nicht schlecht aus.

Gestehen wir es uns ein: er hat Glück gehabt, bis heute; Glück insofern, als er mit seinen ursprünglichen sechsfünfzig Dollars und gelegentlichen Meinen Nebenverdiensten sieben Wochen ausgekommen ist, ohne die Fürsorge in Anspruch nehmen zu müssen. Bis jetzt.

Morgen würde er dazu gezwungen sein.

Er besaß im ganzen noch sechs Dollars. Seit jener Nacht, da er sich mit Gresham betrunken und Margie angerufen hatte, war kein einziger Schluck über seine Lippen gekommen. Er hatte wie ein Mönch gelebt und bei jeder sich bietenden Gelegenheit wie ein Biber geschuftet.

Für sieben Wochen hatte ihn sein Stolz in Gang gehalten. (Derselbe Stolz hatte ihn, nebenbei bemerkt, auch davon abgehalten, Margie noch einmal, anzurufen, wie er in seinem Rausch versprochen hatte. Er hätte es gern getan, aber Margie hatte eine Stellung, und er wollte nicht eher vor sie hintreten, ehe er selbst eine hätte.)

Heute abend jedoch, nach zehntägigen vergeblichen Bemühungen (vor elf Tagen hatte er drei Dollars als Helfer bei einem Umzug verdient), und nachdem er sich ein paar trockene Schrippen und ein Paar Würstchen zum Mitnehmen gekauft, hatte er seine schrumpfende Barschaft überzählt und festgestellt, daß sein gesamtes Vermögen genau sechs Dollars betrug.

Und hatte sich entschlossen, seine letzten paar Pfennige zu verjubeln. Falls kein Wunder geschah, und er glaubte nicht, daß ein Wunder geschehen würde, mußte er doch über kurz oder lang Unterstützung beantragen. Und wenn er das schon morgen tat, reichte sein Geld gerade noch zu einem letzten vergnügten Abend. Nach sieben Wochen völliger Enthaltbarkeit und einem nicht zu vollen Magen genügten sechs Dollars, um sich einen ordentlichen Rausch anzutrinken, wenn er sie in einer Kneipe ausgab. Oder falls es ihm dort nicht behagen sollte, konnte er nach einigen Gläsern wieder gehen und für den Rest des Geldes eine Flasche mit auf sein Zimmer nehmen. Auf alle Fälle würde er mit einem Brummschädel, aber mit leeren Taschen erwachen und reinen Gewissens Unterstützung beantragen können. Mit einem Brummschädel würde es wahrscheinlich weniger unangenehm sein.

Und so war er, nachdem es für ihn feststand, daß doch kein Wunder geschehen würde, in „Die Gelbe Laterne“ gekommen, wo ihn das Wunder erwartete.

Stand an der Theke, das vierte Glas vor sich und umklammerte es mit der Hand. Ein wenig enttäuscht, daß er noch nichts von den drei ersten Gläsern spürte. Aber

noch hatte er Geld und konnte sich noch ein ganz paar kaufen.

Er setzte das Glas an und nahm noch einen Schluck.

Spürte eine Hand auf seiner Schulter und hörte eine Stimme „Luke!“ in sein Ohr schreien. Die Stimme hätte ein Martier sein können, aber die Hand nicht. Jemand hier kannte ihn, und heute Abend wollte er sich allein betrinken. Verdammt! Nun, er konnte den Kerl abwimmeln.

Er öffnete die Augen und drehte sich um.

Es war Carter Benson, über das ganze Gesicht grin send. Carter Benson, dem die Wohnhütte in der Nähe von Indio gehörte, wo er vor ein paar Monaten versucht hatte, jenen Zukunftsroman anzufangen, der jetzt für immer ungeschrieben bleiben würde.

Carter Benson, netter Kerl, genau so gepflegt aussehend wie immer und wahrscheinlich noch bei Kasse, aber zum Teufel mit ihm heute Abend. Zu irgendeiner anderen Zeit willkommen, nur heute Abend nicht. Nicht einmal, wenn er etwas ausgab, was er zweifellos tun würde, wenn man es ihm gestattete. Heute Abend wollte er sich allein betrinken und sich wegen der morgigen Geschehnisse leid tun.

Er nickte Carter zu und sagte irgendetwas Dummes, was ihm gerade durch den Sinn ging, weil Carter zwar sehen würde, daß er die Lippen bewegte, ihn aber ohnehin nicht verstehen konnte, so daß es völlig gleichgültig war, was er sagte. Und nickte ihm noch einmal zu, ehe er sich zu seinem Glas umwandte und die Augen schloß. Carter war nicht dumm; er würde den Wink begreifen.

Er hatte Zeit, noch einen Schluck zu nehmen und aus Mitleid mit sich selber tief aufzuseufzen. Und dann legte sich die Hand wieder auf seine Schulter. Zum Teufel mit Carter, hatte der Kerl immer noch nicht begriffen?

Er öffnete die Augen. Jemand hielt ihm aus aller-nächster Nähe etwas davor. Etwas Rötliches, also konnte es kein Martier sein. Was es auch sein mochte, es befand sich so dicht vor seinen Augen, daß er es nicht erkennen konnte. Und so legte er den Kopf zurück, um es sich ge-nauer anzuschauen.

Es war ein Scheck. Von einem Typ, den er sehr genau kannte, obwohl er lange keinen derartigen zu Gesicht bekommen hatte. Ein Scheck des Bernstein Verlages, des Verlages, der seine eigenen und auch Carter Bensons Bücher herausbrachte. Über vierhundertsechzehn Dollars und einige Cents. Aber warum hielt Carter ihm den Scheck unter die Nase? Um sich damit zu brüsten, daß er noch immer Geld mit seinen Büchern verdiente und einen Kumpan zum Feiern suchte? Zum Teufel mit ihm. Wieder schloß Luke die Augen.

Als Carter nicht locker ließ und ihm erneut beschwörend auf die Schulter klopfte, öffnete er sie wieder. Carter hielt ihm den Scheck noch immer vor die Augen.

Und diesmal sah er, daß er auf Luke Devereaux und nicht auf Carter Benson ausgeschrieben war.

Was zum Teufel bedeutete das? Er schuldete Bernstein Geld auf die Vorschüsse, die er bekommen hatte, und nicht umgekehrt.

Trotzdem griff er mit zitternden Fingern danach, nahm ihn in die Hand und hielt ihn sich in angemessenem Ab-

stand vor die Augen, um ihn genau zu prüfen. Er sah einwandfrei aus.

Er zuckte zurück und ließ den Scheck fallen, als ein Martier die Theke entlang schlidderte, mitten durch seine Hand und den Scheck hindurch. Ohne sich weiter darüber ärgern, hob er ihn auf und wandte sich an Carter, der noch immer grinste.

„Was zum Teufel?“ fragte er und formte die Worte so übertrieben deutlich, daß Carter sie ihm von den Lippen ablesen konnte.

Carter zeigte auf die Bar, hielt zwei Finger hoch und bedeutete ihm, mit hinauszukommen.

Es war keine Aufforderung zu einer Schlägerei wie in alten Zeiten. Es hatte eine neue Bedeutung gewonnen und war auf den ohrenbetäubenden Lärm zurückzuführen, der nach dem Kommen der Martier in Lokalen herrschte. Wenn zwei Leute für eine Weile miteinander sprechen wollten, ohne zu brüllen oder Lippensprache zu benutzen, traten sie ins Freie, entweder auf den Hof oder auf die Straße, nahmen ihre Getränke mit und liefen dort auf und ab. Wenn ihnen kein Martier nachfolgte oder herbeikwimmte, konnten sie sich ungestört unterhalten. Wenn ein Martier sie behelligte, konnten sie in den ohrenbetäubenden Lärm zurückkehren und hatten nichts verloren dabei. Die Büfettiers hatten Verständnis dafür und nichts dagegen, daß die Gäste mit ihren Gläsern hinausgingen; außerdem waren Büfettiers meistens viel zu beschäftigt, um darauf zu achten.

Rasch steckte Luke den Scheck in die Tasche, nahm die beiden Gläser, die Carter durch das Erheben von zwei

Fingern bestellt hatte, und bahnte sich so unauffällig wie möglich einen Weg zur Hintertür hinaus, die auf einen schwach erleuchteten Durchgang führte. Und da ihm das Glück so plötzlich in den Schoß gefallen war, blieb es ihm auch treu; kein Martier folgte ihnen.

„Tausend Dank, Carter. Und nimm's mir nicht übel, daß ich dich vorhin abzuwimmeln versucht habe – Ich war gerade dabei – aber lassen wir das. Wofür ist denn der Scheck eigentlich?“

„Je ein Buch mit dem Titel ‚Hölle in Eldorado‘ gelesen?“

„Gelesen? Ich hab es schließlich geschrieben. Aber das war vor zwölf oder fünfzehn Jahren, und es war eine blöde Wildwest-Geschichte.“

„Genau das. Nur daß sie nicht blöd war; ziemlich gut sogar.“

„Aber das Ding ist doch so tot wie nur irgendetwas. Du willst doch nicht etwa behaupten, daß Bernstein es neu auflegen will?“

„Bernstein nicht. Aber ein anderer Verlag bringt eine neue Taschenbuchserie heraus. Wildwest-Romane gehen plötzlich wieder, sie suchen händeringend danach. Und haben einen ganz ordentlichen Vorschuß für die Rechte bezahlt.“

Luke runzelte die Stirn. „Was soll das heißen, Carter? Einem geschenkten Gaul schaut man zwar nicht ins Sprichwort, aber seit wann sind vierhundert Dollars ein ordentlicher Vorschuß für eine Taschenbuchausgabe? Für mich ist es im Augenblick natürlich ein Vermögen, aber –“

„Nicht so voreilig, Junge“, sagte Carter. „Dein Anteil an dem Vorschuß betrug dreitausend Dollars, und das ist verdammt viel für eine Taschenbuch – Neuauflage. Aber du hast von Bernstein über zweieinhalbtausend Vorschuß bekommen, und die hat er einbehalten. Der Scheck, den du hast, ist also gefundenes Geld für dich, und du schuldest keinem Menschen mehr etwas.“

Luke stieß einen leisen Pfiff aus. Das war natürlich etwas anderes.

Carter sagte: „Bernstein – Bernie selber – hat mich in der vorigen Woche angerufen. Du müßtest verzogen sein, die Post an dich käme zurück, und er wüßte nicht, wie er dich erreichen könnte. Ich habe ihm erklärt, er solle den Scheck ruhig an mich schicken, ich würde dich schon irgendwo aufstöbern. Und er sagte – “

„Und wie hast du mich ausfindig gemacht?“

„Ich habe von Margie erfahren, daß du in Long Beach wärst – du hast sie wohl vor Wochen einmal angerufen, dich dann aber nicht mehr gemeldet und ihr auch nicht gesagt, wo du wohnst. Und so treibe ich mich schon des längeren abends hier draußen herum und mache die Runde durch die Kneipen. Ich wußte, daß ich dir früher oder später über den Weg laufen würde.“

„Das reinste Wunder“, sagte Luke. „Ich bin heute zum erstenmal eingekehrt, seit ich Margie angerufen habe. Und das letztmal – ich meine, es wäre für Gott weiß wie lange das letztmal gewesen, wenn du mich nicht gefunden hättest. Und jetzt kannst du weiter reden und mir erzählen, was Bernie noch gesagt hat.“

„Er sagte, du sollst dir den geplanten Zukunftsroman

aus dem Kopf schlagen. Zukunftsromane sind erledigt. Die Leute wollen im Augenblick nichts davon wissen. Die Martier genügen ihnen. Aber noch lesen sie, und zwar mit Vorliebe Kriminalromane und Wildwestgeschichten. Falls du den Zukunftsroman schon angefangen hättest, soll ich dir ausrichten – bist du übrigens schon dabei?“

„Nein.“

„Gut. Bernie war in dieser Hinsicht durchaus anständig; er sagte, er hätte dir den Auftrag dazu und einen Vorschuß darauf gegeben, und wenn du wirklich schon etwas geschrieben hättest, würde er dir ein Abfindungshonorar zahlen – damit wäre der Fall für ihn erledigt, und du könntest das Manuskript zerreißen und wegwerfen. Er will es nicht haben, und du sollst aufhören daran zu arbeiten.“

„Nicht weiter schwer, da ich noch nicht einmal eine Idee dazu habe. Ich glaube, ich hatte einmal eine, damals in deiner Hütte draußen, in der Nacht, als die Martier kamen. Aber sie ist mir wieder entfallen.“

„Was hast du jetzt für Pläne, Luke?“

„Morgen werde ich –“, Luke hielt plötzlich inne. Mit einem Scheck für über vierhundert Dollars in der Tasche würde er morgen doch keine Unterstützung beantragen. Bei den augenblicklichen niedrigen Preisen konnte er monatelang von soviel Geld leben. Und sogar Margie anrufen. Wenn er Lust hätte. Hatte er welche?

„Ich weiß nicht“, sagte er, und es war gleichzeitig die Antwort auf Carters Frage und seine eigene.

„Aber ich weiß“, sagte Carter. „Ich weiß, was du ma-

chen wirst, wenn du noch ein bißchen Verstand hast. Du glaubst, du wärst als Schriftsteller ausgebrannt, weil du keine Zukunftsromane mehr schreiben kannst. Aber das stimmt nicht. Du kannst nur keine Zukunftsromane schreiben, weil kein Mensch mehr welche lesen will. Die Zeit dafür ist vorüber. Aber nicht für Wildwestromane. Du hast schon einmal einen geschrieben – oder waren es mehrere?“

„Einen Roman. Ein paar Kurzgeschichten und Novellen. Aber ich hab nun einmal etwas gegen Wildwestromane.“

„Schachtest du gern Gräben aus?“

„Kann ich nicht behaupten.“

„Schau dir mal das an.“ Carter Benson nahm etwas aus seiner Brieftasche und reichte es Luke hin.

Es sah aus wie ein zweiter Scheck. Es war ein zweiter Scheck. Luke konnte kaum entziffern, was darauf stand. Eintausend Dollars, zahlbar an Luke Devereaux, unterzeichnet von W. B. Moran, Kassierer des Bernstein-Verlages.

Carter nahm Luke den Scheck wieder aus der Hand. „Bis jetzt gehört er dir noch nicht, mein Junge. Bernie hat ihn mir geschickt, ich soll ihn dir aber erst aushändigen, wenn du dich bereit erklärt hast, einen Wildwestroman zu schreiben. Er läßt dir sagen, daß du mindestens fünftausend damit verdienen kannst, wenn er nicht schlechter wird als ‚Hölle in Eldorado‘.“

„Gib her“, sagte Luke. Er nahm den Scheck an sich und betrachtete ihn verzückt.

Sein Selbstvertrauen kehrte zurück. Einfälle strömten

ihm zu, er konnte es kaum erwarten, sich an die Schreibmaschine zu setzen. Abenddämmerung über der einsamen Prärie, ein reitender Cowboy ...

„So gefällst du mir schon besser“, sagte Carter. „Was machen wir jetzt? Einen darauf trinken?“

„Klar – halt – Moment mal. Ich möchte lieber doch nicht. Und wenn schon, dann ein andermal. Nimm’s mir nicht übel.“

„Wie du willst.“

„Ich bin gerade in Stimmung, verstehst du, und möchte den Roman sofort anfangen. Und nach vier Gläsern gerade noch nüchtern genug dazu.“

„Verstehe vollkommen und freue mich.“ Carter stellte sein Glas auf ein Fensterbrett in seiner Nähe und zog ein Notizbuch und einen Bleistift heraus. „Gib mir auf alle Fälle deine Adresse und deine Telefonnummer.“

Luke nannte sie ihm und reichte ihm die Hand. „Nochmals vielen Dank. Du brauchst nicht erst an Bernie zu schreiben, Carter. Ich werde mich morgen selber an ihn wenden und ihm mitteilen, daß ich den Wildwestroman bereits angefangen habe.“

„Recht so. Und hör mal zu, Margie ist in Sorge um dich. Ich hab es herausgehört, als ich mit ihr telefonierte. Und versprechen müssen, ihr deine Adresse zukommen zu lassen, falls ich dich fände. Ist dir das recht?“

„Selbstverständlich, aber es ist gar nicht nötig. Ich rufe sie morgen selber an.“ Er drückte Carter noch einmal die Hand und ging eilig davon.

Er war so froh erregt, daß er erst auf der Treppe zu seinem Zimmer merkte, daß er noch einen halben Whis-

kysoda in der Hand hielt und auf dem ganzen Wege nicht einen einzigen Tropfen verschüttet hatte, so rasch er auch ausgesprochen war.

Er mußte über sich selber lachen und blieb auf dem Treppenabsatz stehen, um ihn auszutrinken.

Auf seinem Zimmer legte er Jackett und Binder ab und krepelte die Hemdsärmel hoch. Stellte die Schreibmaschine auf den Tisch, versah sich mit Papier und zog einen Stuhl heran. Spannte einen Bogen ein. Nur gelbes Papier. Er hatte sich bereits entschlossen, diesmal zuerst einen Entwurf anzufertigen, damit er die Arbeit nicht zu unterbrechen brauchte, um irgendetwas nachzuschlagen. Das hatte Zeit bis später.

Titel? Für einen Wildwestroman brauchte man keinen besonders guten Titel. Nur ein paar Worte, die Spannung andeuteten und nach Wildwest klangen. Schüsse? Schüsse war nicht schlecht. Aber wo? „Schüsse in Arizona“? Das klang zu allgemein, obwohl er gerade Arizona ganz gut kannte und keine Schwierigkeiten mit der Beschreibung der Landschaft haben würde. Vielleicht an einem Fluß in Arizona? Er ging in Gedanken sämtliche Flüsse in Arizona durch, die ihm einfielen. Und dann hatte er es plötzlich. Den Gila. „Schüsse am Gila“.

Er tippte die Worte in großen Buchstaben oben auf die Mitte der Seite.

Darunter: „Von Luke Devers“. Das war der Deckname, unter dem er „Hölle in Eldorado“ und ein paar andere Wildwestgeschichten veröffentlicht hatte. Devereaux hatte ihm zu hochtrabend für diese Literatur geklungen. Bernie würde wahrscheinlich auch diesmal dar-

auf bestehen, daß er sein Pseudonym benützte.

Ein wenig weiter unten schrieb er „1. Kapitel“ auf die Mitte des Blattes, gab noch ein paar Zeilen Zwischenraum und schob den Schlitten nach links. Bereit anzufangen.

Er würde erst einmal unbekümmert drauflos schreiben und die Handlung oder zum mindesten die Einzelheiten der Handlung sich aus sich selbst entwickeln lassen.

Es gab ohnehin nicht viele Fabeln für Wildwestromane. Das einfachste war, nach dem Grundschemata zu verfahren, auf dem eine seiner Novellen „Donner über den Bergen“ aufgebaut war. Zwei rivalisierende Farmen, die eine von dem Schurken, die andere von dem Helden bewirtschaftet. Die eine am diesseitigen, die andere am jenseitigen Ufer des Gila-Flusses gelegen. Der Schurke mußte selbstverständlich eine große Farm und bewaffnete Banditen zu seiner Verfügung haben; der Held eine kleine Farm und ein paar ehrliche Cowboys.

Und natürlich eine Tochter. Zu einem umfangreichen Roman gehörte unbedingt eine Frauenfigur.

Die Fabel nahm jetzt sehr rasch Gestalt an.

Ein von dem Schurken gedungener Bandit auf dem Ritt zu der großen Farm. Aber der Bandit ist im Grunde seines Herzens ein guter Kerl und dazu ausersehen, sich in die Tochter des guten Farmers zu verlieben. Er tritt auf die andere Seite über, muß jedoch eines Tages plötzlich feststellen, daß –

Nach altbewährtem Muster. Totsichere Sache. Luke rückte die erste Zeile ein und fing an zu tippen:

„Als Don Marston sich der Gestalt näherte, die ihn auf

dem Pfad erwartete, verwandelte sich diese Gestalt in einen finster dreinblickenden Hombre, dessen Hände einen quer über den Sattelknopf liegenden kurzen Karabiner umklammerten und ...“

Der Schreibmaschinenschlitten glitt hin und her, anfangs langsam und dann, als er in Fahrt kam, immer schneller. Luke konnte die Tasten gar nicht so schnell anschlagen, wie ihm die Worte kamen.

Und plötzlich saß einer der kleinen Martier rittlings auf dem Schlitten.

„He! Ho!“, kreischte er. „Schneller, Mack, schneller!“
Luke schrie auf.

Und –

9

„Katatonie, Doktor?“ fragte der Assistent.

Der Bereitschaftsarzt rieb sein stark hervortretendes Kinn und starrte auf die reglose Gestalt auf Lukes Bett.

„Seltsam“, sagte er. „Fraglos katatonischer Zustand im Augenblick, aber wahrscheinlich nur vorübergehend.“ Er wandte sich an Lukes Wirtin, die im Türrahmen stand. „Sie sagen, Sie hätten zuerst einen Aufschrei gehört?“

„Stimmt. Und da ich glaubte, der Schrei käme aus seinem Zimmer, bin ich auf die Diele hinausgetreten und habe gehorcht. Aber da ich seine Schreibmaschine klappern hörte, hab ich gemeint, es wäre alles in Ordnung und bin wieder umgedreht. Und dann klirrten ein paar Minuten später plötzlich Scheiben, und diesmal hab ich die Tür aufgemacht und bin hineingegangen. Und da war

das Fenster entzwei, und er lag draußen auf der Feuerleiter. Hat noch mächtiges Glück gehabt, daß sie gerade an seinem Fenster vorbeiführt.“

„Seltsam“, sagte der Arzt.

„Sie werden ihn doch mitnehmen, Herr Doktor, nicht wahr? Er blutet ja ganz gräßlich.“

„Natürlich nehmen wir ihn mit. Aber wegen der Blutung brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Das ist nur oberflächlich.“

„Nicht auf meiner Bettwäsche. Und wer bezahlt das zerbrochene Fenster?“

Der Arzt seufzte. „Dafür bin ich nicht zuständig, meine Dame. Aber wir werden die Blutung lieber erst stillen, ehe wir ihn transportieren. Würden Sie so freundlich sein und uns etwas Wasser abkochen?“

„Gern, Herr Doktor.“

Als die Wirtin gegangen war, warf der Assistent dem Arzt einen fragenden Blick zu. „Haben Sie sie wirklich weggeschickt, damit sie Wasser abkochen soll?“

„Selbstverständlich nicht, Pete. Ich wollte sie nur los werden.“

„Soll ich die Wunden schon hier desinfizieren oder erst nach der Einlieferung?“

„Am besten gleich hier, Pete. Ich möchte mich noch ein bißchen umsehen. Und außerdem besteht die Möglichkeit, daß er zu sich kommt und die zwei Treppen aus eigener Kraft hinunter steigen kann.“

Der Arzt trat an den Tisch, auf dem eine Schreibmaschine mit eingespanntem Bogen stand. Er fing an zu lesen und stutzte bei dem Pseudonym. „Von Luke De-

vers“, sagte er. „Kommt mir irgendwie bekannt vor, Pete. Wo hab ich diesen Namen bloß schon gehört?“

„Keine Ahnung, Doktor.“

„Der Anfang eines Wildwestromans. Die ersten drei Abschnitte sind völlig in Ordnung – aber dann kommt eine Stelle, wo eine Taste das Papier durchlöchert hat. So weit muß er gekommen sein, als ihm etwas zustieß. Ein Martier, ohne Zweifel.“

„Gibt es nicht noch andere Gründe dafür, warum Leute verrückt werden, Doktor?“

Der Arzt seufzte. „Früher gab es mancherlei andere Gründe dafür, aber darüber lohnt es sich jetzt nicht mehr, verrückt zu werden. Das muß der Zeitpunkt gewesen sein, da er aufgeschrien hat. Und dann – die Wirtin hat recht. Dann hat er noch ein paar Zeilen getippt. Aber kommen Sie und lesen Sie selber.“

„Augenblick, Doktor. Ich bin gleich fertig.“

Nach einer Weile trat er vor die Schreibmaschine.

„Bis hierher hat der Zusammenhang einen Sinn“, sagte der Arzt und deutete mit dem Finger darauf. „Hier hat die Taste das Papier durchlöchert. Und danach –“

„He, Ho, schneller, Mack, schneller, Mack, schneller, He, Ho, Mack, schneller, schneller, Mack, schneller, schneller, Mack, He“, las der Assistent.

„Was halten Sie davon, Doktor?“

„Ich weiß nicht recht, aber was ihm auch widerfahren sein mag, in irgendeinem Zusammenhang damit muß es stehen, es ist nur schwer zu sagen wie. Was jetzt weiter, Pete? Für mich ist das alles auch neu. Sind noch irgendwelche Formalitäten zu erledigen, oder liefern wir ihn

einfach ein?“

„Erst schauen wir mal in seine Brieftasche.“

„Wozu?“

„Wenn er Geld hat, eine größere Summe, muß er in eine Privatklinik. Und wenn er eine Adresse bei sich hat, die ‚bei Unfall zu benachrichtigen‘ ist, benachrichtigen wir. Vielleicht kommen seine Angehörigen für die Kosten in einem Privatsanatorium auf, und wir sind den Fall los. Wir sind so überfüllt, daß wir nicht all und jeden ohne weiteres aufnehmen können.“

„Hat er eine Brieftasche bei sich?“

„Ja, in der Gesäßtasche. Augenblick.“ Der Assistent rollte die reglose Gestalt so weit auf die Seite, daß er die Brieftasche herausziehen konnte. Er trat ins Licht und öffnete sie.

„Drei Dollars“, sagte er.

„Sind das nicht Schecks, diese zusammengefalteten Papiere dort?“

„Könnte sein.“ Der Assistent nahm sie heraus und entfaltete sie, zuerst den einen, dann den anderen. Er stieß einen leisen Pfiff aus. „Über vierzehnhundert Dollars. Wenn sie gut sind –“

Der Arzt blickte über seine Schulter. „Ich glaube schon, es sei denn, es wären Fälschungen. Das ist ein namhafter Verlag. Ausgeschrieben auf den Namen Luke Devereaux. Luke Devers ist wahrscheinlich ein Deckname, aber so ähnlich, daß er mir bekannt vorkam.“

Der Assistent zuckte die Achseln. „Mir nicht. Ich lese allerdings auch kaum Romane. Keine Zeit.“

„Bekannt in dem Sinne meine ich auch nicht. Aber

drüben in der Landesheilanstalt arbeitet ein Mädchen, eine Krankenschwester, die sämtlichen Ärzten und Psychiatern in Long Beach die Bitte übermittelt hat, sie sofort in Kenntnis zu setzen, falls einer von ihnen einen Luke Devereaux als Patienten bekommt. Ihr früherer Ehemann, glaube ich. Sie heißt ebenfalls Devereaux – den Vornamen hab ich vergessen.“

„Da hätten wir ja gleich jemand, den wir benachrichtigen können. Und was ist mit den Schecks? Ist er zahlungsfähig oder nicht?“

„Mit vierzehnhundert Dollars?“

„Schön und gut, sie sind bloß noch nicht indossiert. Und im Augenblick ist er nicht in der Lage dazu.“

„Hm“, machte der Arzt nachdenklich. „Ich verstehe, worauf Sie hinauswollen. Aber wie ich schon sagte, in seinem Fall halte ich die Katatonie für eine vorübergehende Phase. Wenn er jedoch für wahnsinnig erklärt wird, würde sein Indossament dann noch Gültigkeit haben?“

„Genau das wollte ich sagen, Doktor. Aber das soll unsere Sorge erst sein, nachdem Sie mit seiner früheren Frau gesprochen haben. Vielleicht übernimmt sie die Verantwortung.“

„Guter Gedanke. Wenn ich mich recht erinnere, steht draußen in der Diele ein Telefon. Warten Sie solange hier, Pete, und passen Sie auf ihn auf. Er kann jeden Augenblick zu sich kommen.“

Der Arzt ging hinaus. Fünf Minuten später kam er zurück.

„Also, wir sind entlastet“, sagte er. „Sie übernimmt. Eine Privatklinik – auf ihre Kosten, falls es Schwierig-

keiten wegen der Schecks geben sollte. Ein Privatkrankenwagen kommt und holt ihn ab. Sie bittet uns nur, noch die zehn oder fünfzehn Minuten bis zu seinem Eintreffen zu warten.“

„Den Gefallen können wir ihr tun.“ Der Assistent gähnte. „Ich möchte nur wissen, was sie auf die Vermutung gebracht hat, daß es ein solches Ende mit ihm nehmen würde. Labiles Innenleben?“

„Das auch. Aber sie hatte besondere Befürchtungen, daß etwas passieren würde, wenn er wieder anfinde zu schreiben – wie es scheint, hat er seit dem Kommen der Martier nichts mehr geschrieben. Sie sagte, sobald ihn ein Stoff einmal richtig gepackt hätte, wäre er schon früher bei der geringsten Störung in Rage geraten. Wenn er arbeitete, hätte sie sich auf Zehenspitzen bewegen müssen.“

„Ich kann mir vorstellen, daß manche Leute so sind, wenn sie sich fest auf etwas konzentrieren. Wissen möchte ich allerdings gern, was irgend so ein Martier mit ihm angestellt hat?“

„Was es auch gewesen sein mag, es muß ihm im ersten Schaffensrausch widerfahren sein, als er gerade einen Roman anfang. Ich würde es auch für mein Leben gern wissen.“

„Warum fragen Sie mich nicht danach, meine Herren?“

Sie wirbelten herum. Luke Devereaux hatte sich aufgerichtet und saß mit einem Martier im Schoß auf der Bettkante.

„Huh?“, sagte der Arzt, nicht sehr geistreich.

Luke lächelte. Sein Blick war oder schien zum min-

desten klar und ungetrübt zu sein.

Er sagte: „Wenn Sie es durchaus wissen wollen, werde ich Ihnen erzählen, was sich zugetragen hat. Vor zwei Monaten bin ich wahnsinnig geworden – vermutlich, weil ich mich zum Schreiben zwingen wollte, als ich eine Krisis durchmachte und nicht schreiben konnte. Ich befand mich in einer Hütte in der Wüste und hatte plötzlich Halluzinationen von Martiern. Das ging die ganze Zeit so, bis ich heute abend zu mir gekommen bin.“

„Sind Sie – sind Sie sich dessen sicher, daß es Halluzinationen waren?“ fragte der Arzt. Gleichzeitig legte er seine Hand leicht auf die Schulter des Assistenten. Als ein Zeichen, ein Zeichen, Stillschweigen zu bewahren.

Wenn der Patient in dieser Verfassung allzu plötzlich an sich herunter schaute, verfiel er unter Umständen wieder in sein Trauma.

Aber der Assistent verstand das Zeichen nicht. „Und wie“, fragte er Luke, „nennen Sie dann das Geschöpf auf Ihrem Schoß?“

Luke blickte an sich herunter. Der Martier schaute hoch und streckte seine lange gelbe Zunge heraus.

Luke hob den Kopf und sah den Assistenten fragend an.

„Nichts ist auf meinem Schoß. Sind Sie v e r r ü c k t?“

Der Fall Luke Devereaux war wahrscheinlich einzigartig; später wurde eine Monographie darüber verfaßt von einem Dr. Ellicott H. Snyder, Psychiater und Eigentümer

des Snyder-Stifts, eines Sanatoriums für Nervenranke, in welches Luke eingeliefert wurde. Zum mindesten wurde kein anderer von einem namhaften Irrenarzt beglaubigter Fall bekannt, in dem der Patient zwar einwandfrei hören und sehen, aber Martier weder wahrnehmen noch hören konnte.

Es gab natürlich eine Menge Leute, die sowohl mit Blindheit wie mit Taubheit geschlagen waren. Da man Martier weder fühlen, riechen oder schmecken konnte, so vermochten sich diese anderweitig Unglücklichen keinen objektiven oder sinnfälligen Beweis ihrer Existenz zu verschaffen und mußten die Behauptung, daß es so etwas wie Martier gäbe, auf Treu und Glauben hinnehmen. Manche unter ihnen waren nie völlig davon überzeugt; man kann es ihnen nicht verübeln.

Und selbstverständlich gab es Abermillionen – geistig Gesunde, Wahnsinnige, Wissenschaftler, Laien und Sonderlinge – die ihre Existenz zwar gelten ließen, aber es ablehnten zu glauben, daß es Martier wären.

Darunter am zahlreichsten vertreten waren die Abergläubischen und fanatisch Religiösen, die behaupteten, daß die Martier in Wirklichkeit Elfen, Heinzelmännchen, Dämonen, böse Geister, Teufel, Feen, Zauberwesen, Gnomen oder Koblode wären.

Überall in der Welt führte diese Streitfrage zur Spaltung von Sekten und Gemeinden. So sah sich die Presbyterianische Kirche beispielsweise in drei verschiedene Gruppen gespalten. Es gab die Dämonistische Presbyterianische Kirche, die glaubte, es wären Teufel aus der Hölle, ausgesandt, uns für unsere Sünden zu strafen. Es

gab die Wissenschaftliche Presbyterianische Kirche, die gelten ließ, daß es Martier wären und daß die Invasion der Erde durch sie eine ebensolche Heimsuchung Gottes wäre wie Erdbeben, Sturmfluten, Brände und Überschwemmungen. Und die Revisionistische Presbyterianische Kirche, die das Grunddogma der Dämonisten in erweiterter Form akzeptierte und sich mit der These behalf, die Hölle befände sich auf dem Mars. (Da die Hölle auf dem Mars läge, so glaubte eine kleine Splittergruppe, die sich Re-Revisionisten benannte, daß der Himmel unter den ewigen Wolkenschleiern der Venus, unseres Schwesterplaneten auf der gegenüberliegenden Seite, liegen müsse.)

Fast alle anderen Konfessionen sahen sich auf ähnliche oder noch alarmierendere Weise gespalten oder in Spaltung begriffen. Ausnahmen machten nur die Szientisten und die römischen Katholiken.

Der Szientismus bewahrte sich seine Anhängerschaft durch die Verkündung, daß die Eindringlinge weder Teufel noch Martier, sondern das sichtbare und hörbare Produkt menschlichen Versagens wären und daß sie verschwinden würden, wenn wir uns weigerten, an ihre Existenz zu glauben. Eine Doktrin, wie man sieht, die beträchtliche Ähnlichkeit mit dem paranoiden Wahn Luke Devereauxs aufweist, nur mit dem Unterschied, daß seine Theorie ihm half.

Auch die Römisch-Katholische Kirche bewahrte ihre Geschlossenheit und behielt gut neunzig Prozent ihrer Anhänger dank des gesunden Menschenverstandes des Papstes oder seiner Unfehlbarkeit, wie man will. Er er-

ließ eine dahingehende Proklamation, daß ein Konzil, bestehend aus katholischen Theologen und katholischen Wissenschaftlern, einberufen werden solle, um den Standpunkt der Kirche festzulegen, und daß Katholiken bis zur Herausgabe einer offiziellen Verlautbarung sich jede beliebige Meinung zu eigen machen könnten. Dieses Kölner Konzil war innerhalb einer Woche zusammengetreten und tagte noch; da es sich nur unter der Bedingung auflösen konnte, daß ein einstimmiger Beschluß gefaßt werde, so stand zu hoffen, daß die Beratungen endlos weitergehen würden und damit die Gefahr eines Schismas gebannt wäre. Zwar hatten Jungfrauen in verschiedenen Ländern Göttliche (wenn auch einander widersprechende) Offenbarungen, was das wahre Wesen der Martier betraf, aber keine davon wurde von der Kirche anerkannt oder gewann nennenswerte Anhängerchaft. Nicht einmal die des chilenischen Mädchens, das Wundmale in Form von kleinen sechsfingrigen Händen aufweisen konnte.

Unter denjenigen, die mehr zu Aberglauben als zu Religion neigten, war die Anzahl von Theorien über die Martier nahezu unendlich, ob es sich nun darum handelte, wie man mit ihnen verfahren oder sie bannen sollte.

Bücher über Zauberei, Dämonologie und schwarze und weiße Magie fanden reißend Absatz. Sämtliche bekannten Formen von Wundertätigkeit, Teufelsaustreibung und Beschwörung wurden ausprobiert und neue dazu erfunden.

Unter Wahrsagern, Astrologen, Numerologen, Kartenlegern und Leuten, die aus den Innereien von Schafen

weissagten, war es zur fixen Idee geworden, Tag und Stunde des Verschwindens der Martier vorher zu bestimmen, und wer diesen Zeitpunkt als kurz bevorstehend prophezeite, konnte für diese Zeitspanne seiner Anhängerschaft sicher sein.

11

„Der merkwürdigste Fall, der mir je vorgekommen ist, Mrs. Devereaux“, sagte Dr. Snyder.

Er saß an seinem ausladenden Schreibtisch in seinem kostspielig ausgestatteten Büro, ein kleiner, untersetzter Mann mit durchdringenden Augen in einem sanften Mondgesicht.

„Aber warum, Herr Doktor?“ fragte Margie Devereaux. Sie saß aufrecht in einem bequemen Sessel und sah sehr hübsch aus. Ein großes, blondhaariges und blauäugiges Mädchen. Bei aller Schlankheit konnte sie sich auch in Schwestertracht sehen lassen (sie war direkt von ihrem Dienst in das Sanatorium gekommen). „Wenn ich recht verstanden habe, lautet Ihre Diagnose doch auf Paranoia.“

„Mit hysterischer Blindheit und Taubheit Martiern gegenüber, ja. Ich will den Fall damit nicht als kompliziert hinstellen, Mrs. Devereaux. Aber er ist der erste und einzige Paranoiker meiner Bekanntschaft, der zehnmal besser dran, zehnmal ausgeglichener ist, als wenn er gesund wäre. Ich beneide ihn. Ich scheue mich fast, ihn zu behandeln.“

„Aber –“

„Luke – ich kenne ihn bereits gut genug, um ihn bei Vornamen zu nennen – ist jetzt seit einer Woche hier. Er ist vollkommen glücklich – nur daß er dauernd nach Ihnen verlangt – und arbeitet in einem Zuge an seinem Wildwestroman. Acht bis zehn Stunden täglich. Er hat bereits vier Kapitel fertig; ich habe sie gelesen und finde sie ausgezeichnet. Mir machen Wildwestromane zufällig großes Vergnügen, ich lese mehrere in der Woche und verstehe etwas davon. Sein Buch kann sich sehen lassen und hält jeden Vergleich mit den besten Sachen von Zane Grey, Luke Short, Haycox und anderen führenden Schriftstellern auf diesem Gebiet aus. Ich habe ein Exemplar von ‚Hölle in Eldorado‘ aufgetrieben, den einen Wildwestroman, den Luke vor ein paar Jahren geschrieben hat – War das, bevor Sie geheiratet haben?“

„Lange vorher.“

„– und ihn gelesen. Der jetzige ist unendlich viel besser. Es würde mich nicht überraschen, wenn es ein großer Erfolg würde. Auf alle Fälle etwas durchaus Klassisches in seiner Art. Wenn ich ihn nun von seiner fixen Idee heile – seiner rein negativen fixen Idee, daß es keine Martier gäbe –“

„Ich verstehe, was Sie meinen. Dann würde er das Buch nie beenden – es sei denn, die Martier trieben ihn wieder in den Irrsinn.“

„Und ihn nicht zufällig in genau dieselbe Form von Geistesverwirrung stürzten, womit kaum zu rechnen ist. Würde er um irgendetwas gebessert sein, wenn er Martier wieder sehen und hören, ihretwegen aber nicht schreiben könnte?“

„Sie schlagen also vor, ihn nicht zu heilen?“

„Ich weiß nicht. Ich bin in größter Verlegenheit, Mrs. Devereaux – und das ist ein sehr milder Ausdruck dafür. Es ist vollkommen unverantwortlich, einen Patienten, bei dem Aussicht auf Heilung besteht, in Pflege zu nehmen, ohne zu versuchen, ihn zu kurieren. Etwas Derartiges ist mir noch nie in den Sinn gekommen, und ich sollte es auch jetzt nicht in Erwägung ziehen. Nichtsdestoweniger –“

„Haben Sie etwas über die Schecks in Erfahrung gebracht?“

„Ja. Ich habe seinen Verleger, Mr. Bernstein, angerufen. Der kleinere von beiden, der über die vierhundert Dollars, ist Geld, das sein Verleger ihm schuldete. Den können wir ihn ruhig indossieren lassen und den Betrag deponieren oder für ihn verwenden. Bei den hundert Dollars wöchentlich, die ich hier berechne, reicht das für die vergangene Woche und die kommenden drei. Der –“

„Und Ihr eigenes Honorar, Herr Doktor?“ „Mein eigenes Honorar? Wie kann ich Honorar verlangen, wenn ich nicht versuche ihn zu heilen? Was den anderen Scheck angeht, den über tausend Dollars, so handelt es sich dabei um einen Vorschuß auf einen Wildwestroman. Als ich Mr. Bernstein den Sachverhalt erklärte – daß Luke zwar definitiv wahnsinnig ist, mit dem Roman jedoch rasch und gut vorankommt – war er skeptisch; ich fürchte, er traute meinem literarischen Urteil nicht recht. Er bat mich, das Manuskript von Luke auszuleihen, ein R-Gespräch anzumelden und ihm das erste Kapitel über das Telefon vorzulesen. Das hab ich getan – das Gespräch

muß ihm gute hundert Dollars gekostet haben – und er war begeistert. Er meinte, Luke könnte mindestens zehntausend Dollars mit dem Buche verdienen, wenn er auf diesem Niveau durchhielte. Den Vorschußscheck könnte Luke selbstverständlich einlösen und behalten. Und daß er, Bernstein persönlich, ein Flugzeug nehmen, herkommen und mich über den Haufen schießen würde, wenn ich etwas unternähme, was Luke davon abhalten würde, das Buch zu beenden. Das war zwar nicht wörtlich gemeint, aber selbst wenn ich es so aufgefaßt hätte – in meinen Entschlüssen würde ich mich dadurch nicht wankend machen lassen, doch – “

Er breitete die Hände wie zur Entschuldigung aus, und im selben Augenblick erschien ein Martier, ließ sich auf der einen nieder, sagte: „Blödsinn, Mack“, und verschwand wieder.

Dr. Snyder seufzte. „Betrachten Sie es von dieser Seite, Mrs. Devereaux. Nehmen Sie zehntausend Dollars als Minimalbetrag an, den ‚Pfad ins Nichts‘ – er hat Titel und Anfang geändert – Luke einbringen wird. Die vier Kapitel, die er in dieser Woche geschrieben hat, machen schätzungsweise ein Viertel des Buches aus.

Auf dieser Basis hat er in der vergangenen Woche zweieinhalbtausend Dollars verdient. Wenn er dieses Tempo aufrecht erhält, wird er innerhalb eines Monats zehntausend Dollars verdient haben. Und selbst wenn man eine Erholungspause zwischen den einzelnen Büchern in Anschlag bringt und in Rechnung stellt, daß er im Augenblick als Reaktion auf die lange unproduktive Periode, die er hinter sich hat, außergewöhnlich schnell

schreibt – so kann er bei allem im nächsten Jahr mit Leichtigkeit fünfzigtausend Dollars verdienen. Vielleicht hundert- oder zweihunderttausend, wenn es stimmt, was Mr. Bernstein sagte, daß ihm das Buch ein Vielfaches des Minimalbetrages einbringen könnte. Wissen Sie, was ich im vergangenen Jahr verdient habe, Mrs. Devereaux? Fünfundzwanzigtausend Dollars. Und i c h sollte ihn heilen?“

Margie Devereaux lächelte. „Es ist mir selber unheimlich. In seinem bisher besten Jahr, dem zweiten Jahr unserer Ehe, hat er zwölftausend Dollars verdient. Nur eines verstehe ich nicht, Herr Doktor.“

„Und das wäre?“

„Warum Sie mich haben kommen lassen. Ich möchte ihn natürlich gern sehen. Aber Sie sagten doch selber, es wäre besser, es zu unterlassen, da ich ihn stören oder ablenken und sein Schaffen beeinträchtigen oder gar zum Stillstand bringen könnte. Bei dem Tempo, in dem er jetzt schreibt, kann er in drei Wochen mit dem Buche fertig sein, und so ungern ich noch länger warte, wäre es unter diesen Umständen nicht ratsamer? Man weiß ja nicht, ob er nicht wieder – und dann hätte er wenigstens dieses Buch fertig.“

Dr. Snyder lächelte kläglich. Er sagte: „Ich fürchte nur, mir wurde keine andere Wahl gelassen, Mrs. Devereaux. Luke streikt.“

„Er streikt?“

„Ja, heute früh erklärte er mir, daß er keine Zeile mehr schreiben würde, falls ich Sie nicht anriefe und herbäte. Und er meinte es auch.“

„Dann hat er also den ganzen heutigen Tag eingebüßt?“

„Nein, nein. Nur eine halbe Stunde – solange hat es gedauert, bis ich Sie erreichte. Er nahm die Arbeit in dem Augenblick wieder auf, als ich ihm mitteilen konnte, daß Sie heute Abend kommen würden. Er hat sich darauf verlassen.“

„Das freut mich. Noch irgendwelche Instruktionen, Herr Doktor, ehe ich jetzt zu ihm hinaufgehe?“

„Lassen Sie sich auf keine Auseinandersetzung mit ihm ein, besonders nicht über seine fixe Idee. Wenn Martier auftauchen, so denken Sie daran, daß er sie weder sehen noch hören kann. Und daß das echt ist, nicht nur gespielt.“

„Und sie natürlich selber auch ignoriere. Aber Sie wissen genau, Herr Doktor, daß das nicht immer möglich ist, beispielsweise, wenn einem ein Martier völlig unvermutet etwas ins Ohr schreit –“

„Luke weiß, daß andere Leute noch immer Martier sehen. Es wird ihn nicht weiter überraschen, wenn Sie plötzlich zusammenschrecken. Oder ihn bitten müssen, etwas gerade Gesagtes zu wiederholen, weil ein Martier lauter geschrien als er gesprochen hat – das heißt, daß Sie sich einbildeten, es wäre ein Martier.“

„Aber wie ist das, Herr Doktor, wenn ein Martier Krach machen sollte, während ich mich mit Luke unterhalte – selbst wenn sein Unterbewußtsein ihn den Martier nicht hören läßt – kann er mich dann trotzdem hören oder nicht?“

„Er kann. Ich habe das nachgeprüft. Er kann einen

deutlich hören, selbst wenn man im Flüsterton spricht und ein Martier daneben sitzt und kreischt. Es ist ähnlich wie mit Leuten, die in einer Kesselschmiede oder anderen geräuschvollen Betrieben arbeiten. Nur daß es bei ihnen auf Gewohnheit und weniger auf hysterischer Taubheit beruht, daß sie eine normale Unterhaltung über oder vielmehr unter dem Geräuschniveau führen können.“

„Verstehe. Ja, jetzt begreife ich, wieso er trotz störender Einflüsse hören kann. Aber wie ist es mit dem Sehen? Martier sind undurchsichtig, meine ich, und es will mir nicht einleuchten, wie selbst jemand, der nicht an sie glaubt, durch sie hindurchschauen kann. Gesetzt, es drängte sich einer zwischen ihn und mich, wenn er mich ansieht. Ich verstehe, daß er sich ihm wahrscheinlich nicht als ein Martier darstellen würde – als etwas Verschwommenes vielleicht – aber er könnte auf keinen Fall hindurch schauen und müßte wissen, daß etwas da ist.“

„Er blickt weg. Der übliche Abwehrmechanismus spezialisierter hysterischer Blindheit. Und seine Blindheit ist natürlich spezialisiert, da er nur Martiern gegenüber blind ist. Sehen Sie, zwischen seinem Bewußtsein und seinem Unterbewußtsein besteht eine Dichotomie, und sein Unterbewußtsein spielt seinem Bewußtsein gleichsam einen Streich, indem es ihn veranlaßt, sich lieber abzuwenden oder sogar die Augen zu schließen, als herauszufinden, daß sich in seinem Blickfeld etwas befindet, durch das er nicht hindurchschauen kann.“

„Aber was glaubt er, warum er sich abwendet oder die Augen zumacht?“

„Irgendwie liefert ihm sein Unterbewußtsein auch dafür einen Vorwand. Beobachten Sie ihn nur einmal, wenn Martier in der Nähe sind, besonders wenn ein Martier in sein Blickfeld gerät.“

Snyder seufzte. „In den ersten Tagen seines Hierseins habe ich das alles sorgfältig geprüft. Ich habe mich häufig in seinem Zimmer aufgehalten und mich mit ihm unterhalten oder gelesen, wenn er arbeitete, manchmal auch nur so getan, als läse ich. Während er tippte, geriet mehrmals ein Martier zwischen ihn und die Schreibmaschine. Und jedesmal verschränkte er die Hände hinter dem Kopf, lehnte sich zurück und starrte hinauf nach der Decke –“

„Das tut er immer, wenn er schreibt und innehält, um nachzudenken.“

„Richtig. Aber in diesen Fällen unterbrach sein Unterbewußtsein seinen Gedankenfluß und zwang ihn dazu, weil er sonst auf seine Schreibmaschine geschaut hätte und nicht imstande gewesen wäre, sie zu sehen. Wenn wir uns unterhielten und ein Martier kam zwischen uns, stand er unter irgendeinem Vorwand auf. Einmal saß ein Martier auf seinem Kopf, ließ die Beine vor seinem Gesicht herunterhängen und versperrte ihm die Aussicht vollkommen. Er machte einfach die Augen zu, nehme ich jedenfalls an, da auch ich nicht durch die Beine des Martiers hindurchschauen konnte – weil er bemerkte, die Augen täten ihm weh und sich entschuldigte, daß er sie zumache. Sein Unterbewußtsein gestattete ihm die Erkenntnis einfach nicht, daß da etwas war, durch das er nicht hindurchschauen konnte.“

„Langsam fange ich an zu begreifen, Herr Doktor. Und wenn man eine solche Gelegenheit wahrnehme und ihm zu beweisen suchte, daß es tatsächlich Martier gibt – wenn man ihm erklärte, daß einer mit den Beinen vor seinen Augen herumbaumelte und ihn aufforderte, die Augen zu öffnen und einem zu sagen, wieviele Finger man hochhielte oder irgendetwas – so würde er sich wahrscheinlich weigern, die Augen aufzumachen und vernunftgemäß zu handeln.“

„Ja. Ich sehe, Sie haben Erfahrungen mit Paranoikern gehabt, Mrs. Devereaux. Wie lange arbeiten Sie schon als Schwester in der Landesheilanstalt, wenn ich fragen darf?“

„Im Ganzen fast sechs Jahre. Fünf Jahre vor unserer Heirat und jetzt seit zehn Monaten wieder – seit der Trennung von Luke –“

„Würden Sie mir – als Arzt selbstverständlich – den Grund für das Zerwürfnis zwischen Ihnen nennen?“

„Gern, Herr Doktor – aber könnten wir nicht ein andermal darüber sprechen? Es läßt sich nicht einfach auf einen Nenner bringen, weil es eine Menge Kleinigkeiten waren, und es würde eine ganze Weile dauern, Ihnen das auseinander zu setzen, besonders wenn ich uns beiden gegenüber gerecht sein wollte.“

„Natürlich.“ Dr. Snyder warf einen Blick auf seine Armbanduhr. „Du lieber Himmel! Ich hatte keine Ahnung, daß ich Sie solange aufgehalten habe. Luke wird schon ungeduldig sein. Aber ehe Sie zu ihm hinaufgehen, möchte ich noch eine einzige sehr persönliche Frage an Sie richten.“

„Ja?“

„Wir sind sehr knapp an Pflegepersonal. Würden Sie unter Umständen Ihre Stellung in der Landesheilanstalt aufgeben und herkommen und für mich arbeiten?“

Margie lachte.

„Was ist daran so persönlich?“ fragte sie.

„Der Beweggrund. Luke hat entdeckt, daß er Sie sehr liebt und daß es ein großer Fehler von ihm war, Sie gehen zu lassen. Und aus Ihrer – ah – Sorge und Anteilnahme schließe ich, daß Sie genau so empfinden.“

„Ich – ich bin mir nicht ganz sicher, Doktor. Ich spüre Anteilnahme, ja, und Zuneigung. Und habe eingesehen, daß ich zum mindesten teilweise an unserem Zerwürfnis schuld bin. Ich selber bin so – so verdammt normal, daß ich nicht genügend Verständnis für seine psychischen Probleme als Schriftsteller aufgebracht habe. Aber ob ich ihn wieder lieben kann – ich muß abwarten, bis ich ihn wiedergesehen habe.“

„Gut. Sollten Sie sich entschließen, hier zu arbeiten und zu wohnen – sein Nebenzimmer hat eine Verbindungstür. Normalerweise ist sie natürlich verschlossen, aber –“

Wieder lächelte Margie. „Ich sage Ihnen Bescheid, ehe ich gehe, Doktor. Und sollte ich mich in Ihrem Sinne entschließen, so kann ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung mitteilen, daß auch dann niemand behaupten könnte, Sie duldeten ein illegales Verhältnis. Formell sind wir noch verheiratet. Ich kann die Scheidungsklage jederzeit zurückziehen; das endgültige Urteil wird erst in drei Monaten gefällt.“

„Gut. Sie finden ihn in Zimmer sechs im zweiten Stock. Sie müssen sich selber einlassen; die Tür ist nur

von außen, nicht von innen zu öffnen. Wenn Sie gehen wollen, brauchen Sie nur auf den Summer zu drücken, dann kommt jemand und macht auf.“

„Vielen Dank, Doktor.“ Margie erhob sich.

„Und – schauen Sie auf dem Rückweg noch einmal zu mir herein, wenn Sie mich sprechen wollen. Ich hoffe indes, daß – äh –“

„Daß Sie so spät nicht mehr auf sein werden?“ Margie lächelte ihn an und wurde dann wieder ernst. „Ehrlich gesagt, ich weiß nicht, Doktor. Ich habe Luke solange nicht gesehen –“

Sie verließ das Büro, stieg die mit dicken Läufern belegten Treppen empor und ging den Gang entlang, bis sie vor Zimmer sechs stand. Von drinnen vernahm sie das rasche Geklapper einer Schreibmaschine.

Sie klopfte leise an und öffnete die Tür.

Mit zerzaustem Haar und leuchtenden Augen sprang Luke von der Schreibmaschine auf, eilte auf sie zu und umfing sie stürmisch.

„Margie! O, Margie!“ Und dann küßte er sie, preßte sie mit einem Arm fest an sich, während er mit der anderen über ihre Schulter langte und das Licht ausdrehte, so daß das Zimmer in Finsternis versank.

Sie hatte nicht einmal Zeit gehabt, Umschau zu halten, ob sich ein Martier darin befände.

Nach einigen Minuten war ihr auch das völlig gleichgültig. Schließlich hatten Martier keine menschlichen Regungen.

Aber sie hatte welche.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatten sich viele Leute zu der Auffassung bekehrt, daß Martier keine menschlichen Regungen hätten und daß man sich durch ihre tatsächliche oder mögliche Gegenwart beim Zeugungsakt nicht stören lassen sollte.

Während der ersten Wochen nach dem Kommen der Martier war vielfach befürchtet worden, daß das Menschengeschlecht innerhalb einer Generation aus Mangel an Fortpflanzung aussterben könnte, wenn die Martier lange genug dableiben.

Als es ruchbar wurde, was nicht lange dauerte, daß Martier nicht nur im Dunkeln sehen konnten, sondern eine Art Röntgenblick besaßen, der Bettlaken, Stepp- und Wolldecken, ja, selbst Wände durchdrang, kam das Geschlechtsleben des Menschen – sogar sein legitimes eheliches Geschlechtsleben – für eine Weile unleugbar fast völlig zum Erliegen.

Bis auf moralisch verkommene und degenerierte Erscheinungen war man an völlige Abgeschiedenheit und Alleinsein mit dem jeweiligen Partner beim Geschlechtsverkehr selbst in seiner löblichsten und legalsten Form gewöhnt und konnte sich zuerst nicht darauf umstellen, daß man möglicherweise, wahrscheinlich sogar beobachtet wurde, ganz gleich, welche Vorsichtsmaßnahmen man traf. Besonders da die Martier – wie immer sie selber geschlechtlich miteinander verkehren mochten – für unsere Methode das größte Interesse bekundeten, sich darüber lustig machten und Abscheu davor an den Tag legten.

Das Ausmaß ihres hemmenden Einflusses (zum mindesten soweit es den legitimen ehelichen Geschlechtsverkehr betrifft), geht aus den Geburtenziffern für die ersten Monate des Jahres 1965 hervor. Sie sanken rapide ab. Im Januar 1965, genau neun Monate und eine Woche nach dem Kommen der Martier, erreichten sie in fast allen Ländern ihren Tiefstand, selbst in Frankreich. Im Februar, dem zehnten Monat (plus einer Woche) nach dem Kommen, begann die Geburtenziffer langsam anzusteigen. Im März war in allen Ländern der Normalstand fast wieder erreicht. In Frankreich lag die Geburtenziffer sogar darüber; offensichtlich holten die Franzosen das Versäumte nach, während man in anderen Ländern noch immer unter gewissen Hemmungen litt.

Der Geschlechtstrieb war auf die Dauer durch die Martier nicht zu unterdrücken.

Aus einigen im April nach dem Muster des Kinsey Reports vorgenommenen Untersuchungen ging hervor, daß fast alle Ehepaare zum mindesten gelegentlich den Beischlaf ausübten.

Im allgemeinen geschah das nur nachts bei völliger Dunkelheit. Umarmungen in den frühen Morgenstunden oder am Vormittag gehörten selbst unter Jungverheirateten der Vergangenheit an. Ohrenstöpsel waren fast ebenso allgemein im Gebrauch; sogar wilde Völkerschaften, die keine Gelegenheit hatten, welche zu kaufen, entdeckten, daß gekneteter Schlamm denselben Zweck erfüllte. Damit versehen und in völliger Dunkelheit konnten die einzelnen Paare die Gegenwart von Martiern und ihre gewöhnlich sehr respektlosen Kommentare ignorieren.

Aber selbst unter diesen Umständen kam vorehelicher und außerehelicher Beischlaf kaum in Betracht. Die Gefahr, daß die Martier den Vorfall breittratschten, war zu groß. Nur die ganz Unverschämten konnten es riskieren.

Auch Eheleute waren weniger oft miteinander zusammen und fanden es weniger schön, weil stets eine gewisse Ich-Bewußtheit vorherrschte, von der Nutzlosigkeit, Zärtlichkeiten in ein verstöpseltes Ohr zu flüstern, ganz zu schweigen.

Nein, das Geschlechtliche war nicht mehr das, was es in guten alten Zeiten gewesen war, aber noch war in der Ehe genügend davon vorhanden, um den Fortbestand der Menschheit zu gewährleisten.

13

Die Tür zu Dr. Snyders Büro stand offen, aber Margie Devereaux blieb auf der Schwelle stehen und wartete, bis der Arzt aufblickte und sie aufforderte, herein zu kommen. Als er bemerkte, daß sie zwei eingehaftete Manuskripte unter dem Arm trug, fingen seine Augen an zu leuchten. „Ist er fertig?“

Margie nickte.

„Und das letzte Kapitel? Ist es so gut wie das übrige?“

„Meiner Meinung nach, ja, Doktor. Haben Sie Zeit, es gleich zu lesen?“

„Selbstverständlich. Dazu nehme ich mir die Zeit. Ich war gerade dabei, mir ein paar Notizen zu einer Abhandlung zu machen.“

„Gut. Wenn Sie Packpapier und Bindfaden zur Hand

haben, mache ich das Päckchen versandfertig, während Sie den Durchschlag lesen.“

„Sie finden alles, was Sie brauchen, in dem Schrank dort.“

Für eine Weile waren beide für sich beschäftigt. Margie war zuerst fertig und wartete, bis der Arzt zu Ende gelesen hatte und aufschaute.

„Ganz ausgezeichnet“, sagte er. „Nicht nur gut geschrieben, sondern auch vom Verkaufsstandpunkt gut. Es wird bestimmt gehen. Und – was ich noch fragen wollte – Sie sind jetzt einen Monat hier, nicht wahr?“

„Morgen wird es genau ein Monat.“

„Dann hat er also im Ganzen nur fünf Wochen dazu gebraucht. Ich muß schon sagen, Ihr Hiersein hat sein Arbeitstempo kaum beeinträchtigt.“

Margie lächelte. „Während seiner Arbeitsstunden hab ich mich bewußt fern von ihm gehalten. Was nicht weiter schwierig war, weil ich während dieser Zeit Dienst hatte. Ach ja, das Päckchen – ich werde es zur Post bringen, sobald ich dienstfrei bin.“

„Nein, gehen Sie lieber gleich. Und schicken Sie es mit Luftpost. Bernstein will es sicherlich sofort in Satz geben. Solange kommen wir schon ohne Sie aus. Ich hoffe nur, daß es nicht für länger sein muß.“

„Wie soll ich das verstehen, Doktor?“

„Ich meine, haben Sie die Absicht hier zu bleiben und weiter für mich zu arbeiten?“

„Selbstverständlich. Warum eigentlich nicht? Sind meine Leistungen nicht zufriedenstellend?“

„Sie wissen genau, daß sie das sind. Und daß ich Sie

gern behalten würde. Aber warum sollten Sie weiter arbeiten, Margie? Ihr Mann hat in den vergangenen fünf Wochen soviel verdient, daß Sie beide mindestens zwei Jahre davon leben können. So wie sich die Krise auf die Lebenskosten ausgewirkt hat, können Sie beide mit fünftausend jährlich beinah fürstlich leben.“

„Aber –“

„Ich weiß, ein Teil des Geldes steht noch aus, aber für den Anfang haben Sie genug. Lukes vierzehnhundert Dollars sind sofort greifbar. Und da das Gehalt, das Sie hier beziehen, die Unterhaltskosten für Luke deckt, brauchen Sie Ihre Ersparnisse nicht anzutasten. Bernstein schickt bestimmt weitere Vorschüsse, wenn Sie ihn darum bitten, auch noch vor der Drucklegung des Buches.“

„Wollen Sie mich los werden, Dr. Snyder, oder –“

„Sie wissen doch ganz genau, daß das nicht der Fall ist, Margie. Ich sehe nur nicht ein, warum jemand, der es nicht nötig hat, arbeiten sollte. Ich würde es nicht tun.“

„Sind Sie sich dessen so sicher? Würden Sie sich wirklich zur Ruhe setzen, wenn Ihre Mittel es Ihnen erlaubten, jetzt, da die Menschheit die Martier auf dem Halse hat und psychiatrische Hilfe dringender denn je braucht?“

Dr. Snyder seufzte. „Ich weiß, worauf Sie hinaus wollen, Margie. Natürlich könnte ich mich zur Ruhe setzen, wenn ich die Klinik verkaufen würde. Aber Sie scheinen dagegen zu sein.“

„Ganz energisch“, sagte Margie. „Außerdem, wie steht es mit Luke? Ich würde ohne ihn nicht weggehen. Und meinen Sie, daß er gehen sollte?“

Diesmal seufzte Dr. Snyder wirklich tief auf. „Margie“, sagte er, „diese Frage hat mir mehr Kopfzerbrechen verursacht als alles andere – außer den Martiern. Nebenbei bemerkt, behelligen sie uns im Augenblick erstaunlich wenig.“

„Sechs von ihnen waren gerade in Lukes Zimmer, als ich das Manuskript holte.“

„Was machten sie denn da?“

„Sie tanzten auf ihm herum. Er liegt auf dem Bett und denkt über ein neues Buch nach.“

„Will er sich denn nicht erst eine Erholungspause gönnen? Ich möchte nicht, daß er –“ Dr. Snyder lächelte verzerrt. „Ich möchte nicht, daß er sich übernimmt und womöglich einen Knacks bekommt.“

„Er will eine Woche pausieren, aber erst wenn die Fabel für sein nächstes Buch in großen Umrissen feststeht und ihm ein Titel dafür eingefallen ist. Er meint, in dem Falle würde sich sein Unterbewußtsein mit der Idee beschäftigen, und er könnte ruhig für eine Weile aussetzen und den Faden später wiederaufnehmen.“

„Dadurch kommt sein Unterbewußtsein aber nicht zur Ruhe. Oder arbeiten viele Schriftsteller so?“

„Ich kenne einige, die so verfahren. Aber ich wollte eigentlich über die geplante Erholungspause mit Ihnen sprechen, Doktor. Nach Dienstschluß. Oder darf ich es jetzt gleich vorbringen?“

„Sie sind dienstfrei im Augenblick. Und ob das Päckchen ein paar Minuten früher oder später aufgegeben wird, spielt keine Rolle, also bitte.“

„Luke und ich haben uns gestern Abend darüber un-

terhalten, nachdem er mir erklärt hatte, daß er den Roman heute endgültig abschließen würde. Er sagte, er sei durchaus gewillt, hier zu bleiben – unter zwei Bedingungen. Erstens, daß ich mir diese Woche ebenfalls freinähme. Und zweitens, daß das Schloß von seiner Tür entfernt werde, damit er sich frei bewegen kann. Er meint, er könne sich auch hier ausruhen, nur dürfe er nicht das Gefühl des Eingesperrtseins haben, und wenn ich nicht zu arbeiten brauchte, könnten wir es als unsere zweiten Flitterwochen betrachten.“

„Genehmigt. Für das Schloß an seiner Tür besteht ohnehin kein Grund mehr. Ich bin mir mitunter gar nicht so sicher, ob er nicht der einzig völlig vernünftige Mensch unter uns ist, Margie. Bestimmt der ausgeglichenste. Obendrein noch derjenige, der am schnellsten Geld verdient. Wissen Sie schon etwas über sein nächstes Buch?“

„Er sagte, es würde in Taos, Neu Mexiko, spielen – im Jahre 1847, glaube ich. Dazu würden aber einige Vorstudien nötig sein, meinte er.“

„Die Ermordung von Gouverneur Bent. Sehr interessante Epoche. Bei der Materialbeschaffung kann ich ihm behilflich sein. Ich besitze einige Bücher, die ihm von Nutzen sein werden.“

„Gut. Das würde mir einen Gang in die Bibliothek oder in eine Buchhandlung ersparen. Also dann –“

Margie Devereaux erhob sich, griff nach dem versandfertigen Manuskript, hielt plötzlich inne und nahm wieder Platz.

„Doktor“, sagte sie. „Ich habe noch ein anderes Anliegen, über das ich mit Ihnen sprechen möchte. Das

Päckchen hat nun auch noch ein paar Minuten Zeit. Es sei denn, Sie – “

„Bitte, bitte. Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung. Es schwirrt nicht einmal ein Martier herum.“

Er ließ seine Blicke durch das Zimmer schweifen, um sich zu vergewissern, konnte jedoch keinen entdecken.

„Was denkt Luke eigentlich, Doktor? Bisher habe ich es vermieden, ihn daraufhin anzusprechen, aber ob ich dazu immer imstande sein werde, ist fraglich. Und falls die Martier je zum Gesprächsgegenstand zwischen uns werden sollten – nun, ich möchte wissen, wie ich mich dann zu verhalten habe. Er weiß, daß ich Martier sehe und höre. Mitunter erschrecke ich eben doch vor einem. Und er weiß, daß ich auf Dunkelheit und Ohro-pax bestehe, wenn – “

„Wenn Dunkelheit und Ohropax angebracht sind“, half ihr Dr. Snyder aus der Verlegenheit.

„Ja. Aber er weiß, daß ich sie sehe und höre und er nicht. Glaubt er deshalb, ich wäre wahnsinnig? Daß alle Menschen außer Luke Devereaux verrückt wären? Oder was?“

Dr. Snyder nahm seine Brille ab, um sie zu putzen. „Diese Frage ist schwer zu beantworten, Margie.“

„Weil Sie keine Antwort darauf wissen, oder weil es schwer zu erklären ist?“

„Von beiden ein wenig. In den ersten paar Tagen seines Hierseins habe ich mich oft mit Luke unterhalten. Damals war er etwas wirr – ziemlich wirr sogar. Er war völlig überzeugt davon, daß es keine Martier gäbe. Solange er selber sie wahrgenommen hätte, wäre er entwe-

der wahnsinnig gewesen oder hätte an Selbsttäuschungen gelitten. Aber er konnte nicht sagen, warum gerade er seine Wahnvorstellung losgeworden war und wir übrigen nicht.“

„Aber – dann muß er uns übrige ja für verrückt halten.“

„Glauben Sie an Geister, Margie?“

„Natürlich nicht.“

„Aber viele Leute glauben daran – Millionen. Und Tausende haben Geister gesehen, gehört, mit ihnen gesprochen – oder bilden es sich ein. Wenn Sie sich für geistig gesund halten, heißt das, daß Sie alle Leute, die an Geister glauben, für verrückt ansehen?“

„Selbstverständlich nicht. Aber das ist etwas anderes. Dabei handelt es sich nur um phantasiereiche Leute, die glauben, sie hätten Geister gesehen.“

„Und wir sind phantasiereiche Leute, die glauben, daß Martier um uns sind.“

„Aber – jedermann sieht die Martier. Außer Luke.“

Dr. Snyder zuckte die Achseln. „Dennoch ist das seine Schlußfolgerung, wenn man es so bezeichnen kann. Die Analogie mit den Geistern stammt von ihm – nicht von mir. Und bis zu einem gewissen Grade ist es eine sehr gute Analogie. Zufällig sind gewisse Freunde von mir fest überzeugt, daß sie Geister gesehen hätten; das bedeutet für mich jedoch nicht, daß sie verrückt sind – oder daß ich verrückt sei, weil ich noch keine gesehen habe.“

„Aber – man kann Geister nicht fotografieren oder ihre Stimme aufnehmen.“

„Es gibt Leute, die behaupten, beides getan zu haben.“

Anscheinend haben Sie nicht sehr viele Bücher über psychische Forschungsarbeiten gelesen. Ich will Ihnen damit nicht zu nahe treten, ich möchte nur darauf hinweisen, daß Lukes Analogie nicht völlig ungerechtfertigt ist.“

„Sie halten also Luke nicht für wahnsinnig?“

„Natürlich ist er wahnsinnig. Entweder er oder wir alle sind wahnsinnig, einschließlich Sie und ich. Und das kann ich unmöglich glauben.“

Margie seufzte. „Ich fürchte, das wird mir nicht viel helfen, falls er je zu mir darüber sprechen sollte.“

„Er wird vielleicht nie das Verlangen haben. Er hat schon mir gegenüber ungerne davon gesprochen. Wenn er davon anfangen sollte, so lassen Sie ihn reden und hören Sie zu. Lassen Sie sich nicht auf ein Argument ein. Gehen Sie überhaupt nicht darauf ein. Aber lassen Sie es mich wissen, falls sich eine Veränderung in seinem Verhalten bemerkbar machen sollte.“

„Gut. Aber warum? Da Sie ja doch keinen Versuch unternehmen wollen, ihn zu heilen, meine ich.“

„Warum?“ Dr. Snyder runzelte die Stirn. „Meine liebe Margie, Ihr Mann ist wahnsinnig. Im Augenblick ist es eine recht günstige Form von Geisteskrankheit – er ist wahrscheinlich der glücklichste Mensch auf Erden – aber was, wenn die Form seines Wahnsinns umschlägt?“

„Kann Paranoia eine andere Form annehmen?“

Dr. Snyder vollführte eine Geste der Entschuldigung. „Ich vergesse andauernd, daß ich zu Ihnen nicht wie zu einem Laien zu sprechen brauche. Was ich hätte sagen sollen, ist, daß sein systematisierter Wahn unter Umständen in einen anderen, weniger glücklichen umschlagen könnte.“

„So daß er wieder an Martier glauben würde, aber nicht mehr an Menschen?“

Dr. Snyder lächelte. „Eine ganz so komplette Umschaltung wohl kaum, meine Liebe. Es ist jedoch durchaus möglich – “ Sein Lächeln erlosch – „daß er eines Tages weder an Martier noch an Menschen glaubt.“

„Soll das ein Scherz sein?“

„Keineswegs. Es ist sogar eine ziemlich weit verbreitete Form von Paranoia. Und, was das betrifft, eine Glaubensform, der eine große Anzahl geistig gesunder Menschen anhängt. Haben Sie je etwas vom Solipsismus gehört?“

„Das Wort kommt mir bekannt vor.“

„Lateinisch, von *s o l u s*, allein, und *i p s e*, selbst. Das Selbst allein. Der philosophische Glaube, daß das Ich allein existent ist. Das logische Resultat aus der Schlußfolgerung *Cogito, ergo sum* – ich denke, also bin ich – mit dem Ergebnis, daß man sich außerstande sieht, irgendeinen sekundären Schritt als logisch zu akzeptieren. Der Glaube, daß die Welt samt allen Menschen, bis auf einen selber, etwas ist, was wir uns einbilden.“

Margie lächelte. „Jetzt entsinne ich mich wieder. Während meines Studiums kam das Thema einmal zur Sprache. Und ich entsinne mich auch, daß ich mich gefragt habe, warum nicht?“

„Die meisten Leute legen sich diese Frage, wenn auch nicht sehr ernsthaft, irgendwann einmal vor. Es ist so verlockend, daran zu glauben und so vollkommen unmöglich zu widerlegen. Für einen Paranoiker jedoch ist es ein gebrauchsfertiger Wahn, der nicht einmal systema-

tisiert oder rationalisiert werden muß. Und da Luke bereits an den Martiern zweifelt, ist es nur ein weiterer Schritt.“

„Halten Sie es für möglich, daß er diesen Schritt tut?“

„Alles ist möglich, meine Liebe. Wir können nur die Augen offen behalten und auf jede drohende Veränderung vorbereitet sein, indem wir auf irgendein Vorzeichen dafür achten. Und Ihre Situation befähigt Sie am ehesten dazu, eine solche Vorwarnung zu erhalten.“

„Ich verstehe Doktor. Ich werde sorgsam achtgeben. Und vielen Dank für alles.“

Wieder erhob sich Margie. Diesmal nahm sie das Päckchen an sich und ging damit hinaus.

Dr. Snyder blickte ihr nach und starrte dann für eine Weile auf den Türrahmen, durch den sie verschwunden war. Er seufzte noch tiefer als zuvor.

Der Teufel soll diesen Devereaux holen, dachte er. Immun gegen Martier und mit einem solchen Mädchen verheiratet!

Kein Mensch durfte soviel Glück haben; es war ungerecht. Seine eigene Frau – aber er wollte jetzt nicht an seine eigene Frau denken.

Nicht, nachdem er gerade Margie Devereaux angeschaut hatte.

Er nahm seinen Bleistift und rückte den Schreibblock zurecht, auf dem er sich Notizen für die Abhandlung gemacht hatte, die er noch am selben Abend der Ortsgruppenversammlung der P. F. G. M. zu unterbreiten gedachte.

Ja, es gab eine P. F. G. M. Die Psychologische Front Gegen Martier. Noch groß im Gange – jetzt, Mitte Juli, fast vier Monate nach dem Kommen – wenn auch anscheinend ohne sichtbaren Erfolg.

In jedem Land der Welt gehörte fast jeder Psychologe und Psychiater einer entsprechenden Organisation an. All diese Organisationen meldeten ihre Entdeckungen und Theorien (leider gab es mehr Theorien als Entdeckungen) einer Sonderabteilung der Vereinten Nationen, die zu diesem Zweck errichtet worden war und sich B. K. P. B. nannte – Büro zur Koordination Psychologischer Bemühungen – und dessen Hauptaufgabe in der Übersetzung und Verbreitung von Berichten bestand.

Allein die Übersetzer-Abteilung füllte drei große Bürogebäude und beschäftigte Tausende mehrsprachiger Angestellter.

Die Mitgliedschaft in der P. F. G. M. und den entsprechenden Organisationen in anderen Ländern war freiwillig und unbezahlt. Aber fast jeder Befähigte gehörte dazu und der Mangel an Bezahlung spielte keine Rolle, da jeder Psychologe und Psychiater, der seinen gesunden Menschenverstand bewahrte, genügend verdiente.

Größere Tagungen und Versammlungen wurden natürlich nicht abgehalten. Große Menschenansammlungen bedeuteten große Ansammlungen von Martiern, und das bloße Störungsvolumen machte das Sprechen nahezu unmöglich. Die meisten P. F. G. M. – Mitglieder arbeiteten allein und berichteten schriftlich, empfangen Berichte

von anderen und probierten die vorgeschlagenen Heilmethoden, die ihnen vielversprechend erschienen, an ihren Patienten aus.

Es war vielleicht sogar ein gewisser Fortschritt zu verzeichnen. Jedenfalls wurden weniger Leute wahnsinnig. Das mochte oder mochte nicht daran liegen, wie manche behaupteten, daß die meisten Menschen, die innerlich nicht genügend gefestigt waren, um die Martier auszuhalten, längst aus der Wirklichkeit in den Wahnsinn geflüchtet waren.

Andere schrieben es den in zunehmendem Maße vernünftiger werdenden Ratschlägen zu, die die Psychologen den geistig noch Gesunden zu erteilen vermochten.

Der Wahnsinn hätte weniger Opfer gefordert, behaupteten sie, seitdem man eingesehen habe, daß es in geistiger Beziehung nur bis zu einem gewissen Grade ungefährlich sei, Martier zu ignorieren. Man müsse sich ihnen gegenüber gelegentlich Luft verschaffen und sie verfluchen und beschimpfen. Sonst würde der seelische Druck in einem genau so ansteigen wie der Dampfdruck in einem Kessel ohne Ventil, und man wäre auf dem besten Wege, den Verstand zu verlieren.

Und den ebenso vernünftigen Ratschlag, nie auch nur den Versuch zu unternehmen, sich mit ihnen anzufreunden. Anfangs versuchten das viele Leute, und es wird angenommen, daß sich die meisten Fälle von Geistesgestörtheit innerhalb dieser Gruppe ereigneten. Eine große Anzahl von Leuten, gutwillige Männer und Frauen, versuchten es in jener ersten Nacht; einige setzten den Versuch noch für eine ganze Weile fort. Und ein paar

wenige – Heilige müssen es gewesen sein und obendrein noch wundervoll ausgeglichene Naturen – gaben es nie auf.

Unmöglich wurde es allein schon dadurch, daß die Martier ständig in Bewegung begriffen waren. Kein einziger Martier verweilte je lange an einem Ort oder blieb je lange in Kontakt mit einem Menschen, einer Familie oder einer Gruppe. Wäre das der Fall gewesen, so hätte ein äußerst langmütiger und geduldiger Mensch vielleicht freundschaftliche Beziehungen zu einem bestimmten Martier anknüpfen können.

Aber einen solchen Martier gab es nicht. Schon im nächsten Augenblick, in der nächsten Stunde – spätestens am nächsten Tage – hätte der gutwillige Mensch mit einem anderen Martier ganz von vorn anfangen müssen. Tatsächlich wechselten die Martier bei Leuten, die nett zu ihnen sein wollten, noch häufiger als bei anderen, die kräftig zurückfluchten. Nette Leute langweilten sie. Widerstreit war das Element, das sie liebten.

Aber wir sind von der P. F. G. M. abgeschweift.

Andere Mitglieder zogen es vor, in kleinen Gruppen und Zellen zusammen zu arbeiten. Besonders diejenigen, die sich als Mitglieder der Psychologischen Front mit dem Studium der Psychologie der Martier befaßten. Wenn man sie studieren will, ist es bis zu einem gewissen Grade von Vorteil, Martier um sich zu haben.

Einer solchen Zelle, bestehend aus sechs Mitgliedern, die sich am selben Abend treffen wollten, gehörte auch Dr. Ellicott H. Snyder an. Und jetzt spannte er einen Bogen Papier in die Walze seiner Schreibmaschine; die No-

tizen zu der Abhandlung waren fertig. Er hätte gern frei nach den gemachten Notizen gesprochen; er redete gern und verabscheute das Schreiben. Aber da man immer damit rechnen mußte, daß Martier eine Zellenversammlung störten und zusammenhängendes Reden unmöglich machten, war es notwendig, daß der geschriebene Text vorlag, den man herumgehen lassen konnte. Und wichtiger noch: Wenn die Zellenmitglieder eine Abhandlung billigten, wurde sie einer höheren Instanz zugeleitet, von der sie noch einmal eingehend geprüft und möglicherweise veröffentlicht wurde. Und diese besondere Abhandlung war seiner Meinung nach bestimmt publikationsreif.

15

Dr. Snyders Abhandlung begann:

„Ich glaube, daß die größte psychologische Schwäche der Martier, ihre Achillesferse, in der Tatsache liegt, daß ihnen die Unfähigkeit zu lügen angeboren ist. Ich bin mir durchaus bewußt, daß dieser Punkt bereits hervorgehoben und erörtert worden ist, und ich bin mir bewußt, daß viele – insbesondere unsere russischen Kollegen – fest daran glauben, daß Martier lügen können und lügen, und daß zwei Gründe dafür ausschlaggebend sind, daß sie die Wahrheit über unsere eigenen Affären sagen und noch nie bei einer nachweisbaren Lüge über irdische Angelegenheiten ertappt worden sind. Erstens belästigen sie uns mit ihrem Geschwätz dadurch stärker, weil wir nicht bezweifeln können, was sie uns sagen. Zweitens wollen sie

uns dadurch, daß sie in Kleinigkeiten nie nachweisbar unaufrichtig sind, zur unbesehenen Hinnahme der Großen Lüge über ihr Wesen und ihren Zweck verführen. Der Gedanke, daß es eine Große Lüge geben muß, müßte unseren russischen Freunden eigentlich einleuchtender erscheinen als den meisten anderen Leuten. Da sie solange mit ihrer eigenen Großen Lüge gelebt haben ...“ Dr. Snyder hörte auf zu tippen, überlas den letzten Satz noch einmal und xte ihn aus. Er hoffte, daß die betreffende Abhandlung internationale Verbreitung finden würde, warum sollte er also einige seiner Leser von vornherein mit einem Vorurteil gegen das, was er zu sagen gedachte, erfüllen.

„Ich glaube jedoch, daß der Nachweis dafür, daß die Martier nicht nur nicht lügen, sondern überhaupt nicht lügen können, durch ein einziges logisches Argument zu führen ist. Es ist offensichtlich ihre Absicht, uns nach Möglichkeit zu plagen und zu beunruhigen.

Dennoch haben sie eine Behauptung nie aufgestellt und die eine Feststellung, die unser Elend über das erträgliche Maß hinaus steigern würde, nie getroffen; sie haben uns nie erklärt, daß sie für immer hier zu bleiben beabsichtigten. Seit ihrer Ankunft lautet die Antwort, sofern sie überhaupt zu antworten geruhen, auf die Frage, wann sie heimzukehren oder wie lange sie zu bleiben gedächten, wörtlich oder dem Sinne nach, daß uns das ‚nichts angehe‘. Hoffnung ist das einzige, was ein Überleben für die meisten von uns als wünschenswert erscheinen läßt, die Hoffnung darauf, daß die Martier eines Tages, ob schon morgen oder erst in zehn Jahren, ver-

schwinden und wir sie nie wiedersehen werden. Die bloße Tatsache, daß ihr Kommen so plötzlich und unerwartet erfolgte, läßt die Möglichkeit offen, daß sie ebenso plötzlich und unerwartet verschwinden werden. Wenn die Martier lügen könnten, so ist es unmöglich, zu glauben, daß sie uns nicht sagen würden, sie beabsichtigten, ihren ständigen Wohnsitz unter uns zu nehmen. Deshalb können sie nicht lügen. Und aus dieser einfachen Logik ergibt sich der willkommene Folgesatz, daß, wie sie offensichtlich wissen, ihr hiesiger Aufenthalt nicht von Dauer ist. Wäre er es, so brauchten sie nicht zu lügen, um uns noch tiefer in Ungl – “

Ganz dicht an Dr. Snyders rechtem Ohr erklang ein schrilles Auflachen. Er fuhr zusammen, drehte sich aber nicht um, da er wußte, daß ihm sonst das Gesicht des Martiers unerträglich nahe kommen würde.

„Sehr schlau, Mack, sehr gelehrt. Und gewunden wie eine Wendeltreppe.“

„Es ist völlig logisch“, sagte Dr. Snyder. „Es ist absolut bewiesen. Ihr könnt nicht lügen.“

„Ich kann“, sagte der Martier. „Vielleicht bringst du das einmal mit deiner Logik in Einklang, Mack.“

Dr. Snyder versuchte, es mit seiner Logik in Einklang zu bringen und stöhnte. Wenn ein Martier behauptete, er könnte lügen, dann sagte er entweder die Wahrheit, oder er log wirklich und –

Wieder ein schrilles Auflachen dicht an seinem Ohr.

Und dann Stille, in welcher Dr. Snyder den Bogen aus der Maschine spannte und in kleine Fetzen zerriß. Er warf sie in den Papierkorb und vergrub danach den Kopf

in seinen Händen.

„Dr. Snyder, ist Ihnen nicht wohl?“ erklang Margies Stimme.

„Es ist weiter nichts, Margie.“ Er blickte auf und versuchte, gefaßt auszusehen; mit Erfolg, wie es schien, da sie ihm nichts anmerkte.

„Mir taten die Augen weh“, erklärte er. „Ich habe sie nur einen Augenblick ausgeruht.“

„Oh. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich das Manuskript eingesteckt habe. Dabei ist es erst vier Uhr. Ist wirklich nichts mehr zu erledigen, ehe ich Feierabend mache?“

„Nein. Doch, ja. Sie könnten George Bescheid sagen, daß er das Schloß an Lukes Tür auswechseln soll. Ich meine, daß er ein gewöhnliches anbringen soll.“

„Gut. Sind Sie fertig mit Ihrer Abhandlung?“

„Ja“, sagte er. „Ich bin fertig mit meiner Abhandlung.“

„Freut mich. Dann gehe ich jetzt und sehe zu, daß ich George finde.“ Er hörte das Klappern ihrer Absätze auf den Stufen, die zur Hausmeisterwohnung im Souterrain führten.

Er erhob sich, fast ohne Kraftanstrengung. Er fühlte sich furchtbar müde, furchtbar entmutigt, furchtbar leer. Er brauchte Ruhe, Schlaf. Wenn er sich hinlegte und das Abendessen oder die Zellenversammlung verschief, so spielte das keine Rolle. Er brauchte Schlaf dringender als Essen oder nichtige Argumente mit Kollegen.

Er schleppte sich mühsam die läuferbelegte Treppe zum zweiten Stock hinauf.

Blieb vor Lukes Tür stehen und starrte darauf. Ein

Schwein hat der Kerl, dachte er. Sitzt da drin und denkt nach oder liest. Und merkt nicht einmal etwas davon, falls Martier in der Nähe sein sollten. Unfähig sie zu sehen oder zu hören.

Vollkommen glücklich, vollkommen ausgeglichen. Wer war eigentlich verrückt, Luke oder alle anderen?

Und obendrein hatte er noch Margie.

Zum Teufel mit ihm! Man sollte ihn den Wölfen vorwerfen, den anderen Psychiatern, und sie mit ihm herumexperimentieren lassen; entweder würden sie ihn heilen und ihn genau so elend machen, wie es alle anderen Leute waren, oder ihn völlig in den Irrsinn treiben.

Er begab sich in das Zimmer, das er benützte, wenn er keine Lust hatte, heim nach Signal Hill zu gehen, und schloß die Tür. Nahm den Hörer ab und rief seine Frau an.

„Ich werde heute Abend wahrscheinlich nicht nach Hause kommen, Liebling“, sagte er. „Nur damit du Bescheid weißt und dich mit dem Essen einrichtest.“

„Ist etwas passiert, Ellicott?“

„Ich bin nur furchtbar abgespannt und möchte mich ein Weilchen hinlegen, und wenn ich durchschlafe – ich brauche dringend Schlaf, das ist alles.“

„Du hast doch aber Versammlung heute Abend.“

„Die laß ich wahrscheinlich auch ausfallen. Sollte ich hingehen, komme ich anschließend nach Hause.“

„Schön, Ellicott. Hier haben sich die Martier wieder ungewöhnlich schlimm benommen. Weißt du, was zwei von ihnen –“

„Bitte, Liebling. Ich möchte kein Wort über Martier

hören. Erzähl es mir ein andermal, bitte. Wiedersehen, Liebling.“

Er legte den Hörer auf und erblickte ein gequältes Gesicht im Spiegel, sein eigenes Gesicht. Ja, er brauchte dringend Schlaf. Er nahm den Hörer noch einmal ab und rief die Empfangsdame an, die gleichzeitig den Klappenschrank bediente und Buch führte.

„Doris? Ich möchte unter keinen Umständen gestört werden. Sagen Sie, ich sei außer Hause, wenn jemand nach mir fragt.“

„Gut, Doktor. Für wie lange?“

„Bis ich mich wieder melde. Und wenn das nicht geschieht, bis Sie abgelöst werden und Estelle kommt, so sagen Sie ihr bitte Bescheid, ja? Danke.“

Wieder erblickte er sein Gesicht im Spiegel. Sah, daß seine Augen eingefallen waren und daß mindestens doppelt soviel Grau in seinem Haar war wie vor vier Monaten.

Martier können also nicht lügen, wie? fragte er sich stillschweigend.

Dachte den Gedanken zu Ende und zog die grauenhafte Schlußfolgerung daraus. Wenn Martier lügen konnten – und sie konnten es – dann war die Tatsache, daß sie nicht behaupteten, immer hier zu bleiben, kein Beweis dafür, daß sie nicht doch blieben.

Vielleicht bereitete es ihnen noch größeres sadistisches Vergnügen, uns hoffen zu lassen, damit sie sich weiter an unserer Qual ergötzen konnten, als der Menschheit jegliche Hoffnung zu rauben und damit ihr Ende herbeizuführen. Wenn alle Menschen Selbstmord

begingen oder irrsinnig würden, hätten sie keinen Spaß mehr; dann wäre niemand mehr da, den sie quälen könnten.

Und die Logik jener Abhandlung war so einfach schön und so schön einfach gewesen ...

Er fühlte sich wie benebelt, und für einen Augenblick vermochte er sich nicht zu erinnern, wo der Fehler gelegen hatte. Dann fiel es ihm ein. Wenn jemand behauptet, er könne lügen, so kann er; sonst würde er lügen, wenn er behauptete, er könne lügen, und wenn er bereits lügt –

Er lenkte seine Gedanken in andere Bahnen, heraus aus diesem schwindelerregenden Kreis. Er zog seine Jacke aus und hängte sie zusammen mit seinem Binder über eine Stuhllehne, setzte sich auf den Bettrand und zog die Schuhe aus.

Streckte sich auf dem Bett aus und schloß die Augen.

Sprang einen Augenblick später fast einen Meter hoch, als es dicht an seinem Ohr einen unflätigen, fast unglaublich lauten Knall gab. Er hatte sein Ohropax vergessen.

Er stand auf, verstopfte sich die Ohren und legte sich wieder hin. Diesmal schlief er ein. Und träumte. Von Martiern.

Die wissenschaftliche Front gegen die Martier war nicht so straff organisiert wie die psychologische, aber fast noch aktiver. Während die Psychologen alle Hände voll mit ihren Patienten zu tun hatten und für Forschungszwecke und Experimente kaum Zeit erübrigen

konnten, legten sich die Naturwissenschaftler mit aller Energie auf das Studium der Martier.

Die Forschungen auf allen anderen Gebieten ruhten.

Die aktive Front war in jedem großen Laboratorium der Welt. Brookhaven, Los Alamos, Harwich, Braunschweig, Sumigrad, Troitsk und Tokuyama, um nur einige zu erwähnen.

Ganz zu schweigen von den Bodenkammern, Kellern, Garagen jener Bürger, die auch nur die oberflächlichste Kenntnis auf irgendeinem wissenschaftlichen oder pseudowissenschaftlichen Gebiet besaßen. Elektrizität, Elektronenlehre, Chemie, weiße und schwarze Magie, Alchemie, Wünschelrutengängerei, Biotikas, Optik, Schall- und Überschallehre, Typologie, Toxikologie und Topologie wurden als Mittel zum Studium oder als Mittel zum Angriff benützt.

Irgendwo mußten die Martier doch eine Schwäche haben. Es mußte einfach etwas geben, womit man einem Martier einen Schmerzenslaut entlocken konnte.

Sie wurden mit Alpha-Strahlen, mit Beta-, Gamma-, Delta-, Zeta-, Eta-, Theta- und Omega-Strahlen beschossen.

Sie wurden bei jeder sich bietenden Gelegenheit (und sie vermieden derartige Gelegenheiten weder noch suchten sie sie) elektrischen Blitzen von vielen Millionen Volt ausgesetzt, starken und schwachen magnetischen Feldern sowie Mikro- und Makrowellen.

Sie wurden Kältegraden nahe dem absoluten Nullpunkt und den höchsten Hitzegraden, die wir kennen, ausgesetzt, der Hitze der Atomspaltung. Nein, die letztere

wurde nicht in einem Laboratorium erreicht. Die Durchführung eines für April vorgesehenen H-Bomben-Versuchs war, nach reiflicher Erwägung behördlicherseits, trotz der Martier angeordnet worden. Sie kannten damals bereits all unsere Geheimnisse, es war also nichts dabei zu verlieren. Und man hoffte, daß vielleicht ein Martier die H-Bombe beim Abfeuern aus nächster Nähe untersuchen würde. Einer von ihnen saß darauf. Nach der Explosion kwimmte er auf die Brücke des Flaggschiffes und erklärte dem Admiral: „Ist das das beste, was du als Feuerwerk zu bieten hast, Mack?“

Sie wurden fotografiert, zu Studienzwecken, mit allen erdenklichen Arten von Licht: infrarotem, ultraviolettem, fluoreszierendem, mit Natrium, Bogenlampen, Kerzenlicht, Phosphoreszenz, Sonnenlicht, Mondlicht und Sternenlicht.

Die Laute, die sie von sich gaben, stimmlicher oder sonstiger Art, wurden mit allen bekannten Aufnahme-geräten aufgenommen. Sie wurden mit Mikroskopen, Teleskopen, Spektroskopen und Ionoskopen untersucht.

Praktisches Resultat gleich Null; nichts, was irgendein Wissenschaftler irgendeinem Martier zufügte, erregte bei ihm auch nur ein momentanes Unbehagen.

Theoretisches Resultat unbedeutend. Über das hinaus, was man schon zwei oder drei Tage nach ihrer Ankunft gewußt hatte, wurde wenig Neues in Erfahrung gebracht.

Sie reflektierten nur Lichtstrahlen von Wellenlängen innerhalb des sichtbaren Spektrums (von 0004 mm bis zu 00076 mm). Irgendeine Strahlung über oder unter diesem Band ging glatt durch sie hindurch. Sie waren weder mit

Röntgenstrahlen, Radiowellen oder Radar zu entdecken.

Sie übten nicht die geringste Wirkung auf Gravitations- oder magnetische Felder aus. Sie waren unempfindlich gegen jede Form von Energie und jede Form von Flüssigkeit, gegen alle Körper in festem oder gasförmigem Zustand.

Schall wurde von ihnen weder absorbiert noch reflektiert, aber sie konnten Schall erzeugen. Das war für die Wissenschaftler vielleicht noch rätselhafter als die Tatsache, daß sie Lichtstrahlen reflektierten. Schall ist einfacher als Licht, oder zum mindesten leichter zu begreifen. Es ist die Schwingung eines vermittelnden Stoffes, gewöhnlich der Luft. Und wenn die Martier nicht im Sinne von handgreiflich und wirklich da waren, wie konnten sie dann die Luftschwingungen verursachen, die wir als Schall empfinden? Sie verursachten sie jedoch und zwar nicht als subjektive Wirkung im Geiste des Hörers, da der Schall aufgenommen und reproduziert werden konnte. Genau wie die Lichtwellen, die sie reflektierten, aufgenommen und auf einer fotografischen Platte reproduziert werden konnten.

Selbstverständlich hielt kein Wissenschaftler, der diesen Namen verdiente, sie für Teufel oder Dämonen. Aber eine große Anzahl von Wissenschaftlern weigerte sich, daran zu glauben, daß sie vom Mars gekommen wären, oder von irgendeinem anderen Ort in unserem Universum. Offensichtlich bestanden sie aus einer anderen Art von Materie – wenn überhaupt aus Materie, so wie wir sie verstehen – und mußten aus einem anderen Universum stammen, wo völlig andere Naturgesetze herrschten.

Möglicherweise aus einer anderen Dimension.

Oder, was manche für noch wahrscheinlicher annehmen, daß sie weniger oder mehr Dimensionen hätten als wir.

Konnten sie nicht zweidimensionale Wesen sein, die dadurch, daß sie in einem dreidimensionalen Universum existierten, die Illusion erweckten, als hätten sie eine dritte Dimension? Schattenfiguren auf einer Filmleinwand scheinen dreidimensional zu sein, bis man eine davon am Arm zu packen versucht.

Oder vielleicht waren sie Projektionen von vier- oder fünfdimensionalen Wesen in ein dreidimensionales Universum und ihre Nichtgreifbarkeit war irgendwie darauf zurückzuführen, daß sie mehr Dimensionen hatten, als wir sehen und verstehen konnten.

17

Luke Devereaux erwachte, streckte sich und gähnte und fühlte sich außerordentlich behaglich an diesem dritten Morgen der einwöchigen Erholungspause, die er sich nach Beendigung von „Pfad ins Nichts“ gönnte. Die wohlverdientesten Ferien, die er je gehabt, nachdem er ein Buch in glatt fünf Wochen heruntergeschrieben hatte. Ein Buch, das ihm wahrscheinlich mehr einbringen würde, als alle bisher erschienenen.

Auch das nächste Buch bereitete ihm keinen Kummer. Er hatte die Hauptpunkte der Handlung bereits fest im Sinn, und wenn Margie nicht so energisch darauf bestanden hätte, daß er einmal ausspannen sollte, so wäre er

jetzt vielleicht schon beim ersten Kapitel. Seine Finger juckten förmlich nach der Schreibmaschine.

Nun, er hatte immerhin die vorteilhafte Abmachung getroffen, daß er seine Arbeit nur unterbrechen würde, wenn Margie sich ebenfalls frei nähme, und das machte es nahezu vollkommen und ergab praktisch zweite Flitterwochen.

Nahezu vollkommen? fragte er sich. Und merkte plötzlich, daß er dieser Frage in Gedanken auswich. Wenn es unvollkommen war, so wollte er nicht wissen warum.

Aber warum wollte er es nicht wissen? Damit hatte er die eigentliche Frage bereits umgangen, war aber immer noch leicht beunruhigt.

Ich mache mir Gedanken, dachte er. Und er sollte sich keine Gedanken machen, weil Denken alles verderben konnte. Vielleicht hatte er auch nur deswegen so intensiv gearbeitet, um nicht nachdenken zu müssen.

Nicht nachdenken zu müssen worüber? Wieder wich er in Gedanken aus.

Und dann war er plötzlich aus dem Halbschlaf heraus und hell wach, und es fiel ihm ein.

Die Martier.

Schau der Tatsache ins Auge, der du auszuweichen versucht hast, der Tatsache, daß alle anderen Leute sie noch sehen und du nicht. Daß du wahnsinnig bist – und du weißt, daß das nicht der Fall ist – oder daß alle anderen Leute verrückt sind.

Beides ist sinnlos und dennoch muß das eine oder das andere wahr sein, und seit du deinen letzten Martier vor

reichlich fünf Wochen gesehen hast, bist du der entscheidenden Frage ausgewichen und hast sie aus deinen Gedanken verdrängt – weil das Nachdenken über eine solch gräßliche Paradoxie dich wieder in den früheren Irrsinn treiben könnte und du wieder anfangen würdest –

Angsterfüllt öffnete er die Augen und blickte sich im Zimmer um.

Keine Martier. Natürlich nicht; es gab gar keine Martier. Er wußte nicht, wie er sich dessen so völlig sicher sein konnte, aber er war sich dessen nun einmal völlig sicher.

Genau wie darüber, daß er jetzt geistig gesund war.

Er wandte sich um, und sein Blick fiel auf Margie. Sie schlief noch friedlich, ihr Gesicht war unschuldig wie das eines Kindes, ihr aufgelöstes blondes Haar fiel über das Kissen, schön noch bei aller Unordnung. Die Bettdecke war verrutscht und gab die zarte rosige Warze einer weich gerundeten Brust frei, und Luke richtete sich auf einem Ellenbogen auf, lehnte sich hinüber und küßte sie, sehr sanft, um Margie nicht zu wecken. Der schwache Lichtschein, der durch das Fenster drang, verriet ihm, daß es noch sehr früh sein mußte, kaum erst Morgen. Und auch, um in sich selber nicht erst das Verlangen danach zu erwecken, da der vergangene Monat ihn gelehrt hatte, daß Margie bei Tageslicht nicht mit ihm zusammen sein mochte, nur nachts und obendrein noch mit verstopften Ohren, so daß er nicht mit ihr sprechen konnte. Diese verfluchten Martier! Es hatte nur das eine Gute, daß dies ihre zweiten Flitterwochen waren, nicht die ersten, und er war schließlich siebenunddreißig und frühmorgens nicht

mehr allzu begierig darauf.

Er streckte sich aus und schloß noch einmal die Augen, aber er wußte bereits, daß er nicht mehr einschlafen würde.

Und er fand auch wirklich keinen Schlaf mehr. Von Minute zu Minute wurde er munterer, und nachdem er noch eine Weile gelegen hatte, kroch er vorsichtig aus dem Bett und schlüpfte in seine Kleider. Es war zwar erst etwas nach halb sieben, aber er konnte ja Spazieren gehen, bis es spät genug war. Und Margie sollte ruhig soviel schlafen, wie sie konnte.

Er nahm seine Schuhe in die Hand und schlich auf Zehenspitzen hinaus, machte die Tür leise hinter sich zu und setzte sich auf die oberste Treppenstufe, um die Schuhe anzuziehen.

Keine von den Außentüren des Sanatoriums wurde je verschlossen; Patienten, die sich überhaupt nicht frei bewegen durften – weniger als die Hälfte von ihnen – waren, solange sie nicht unter Aufsicht standen, in Privatzimmern untergebracht. Luke ging durch eine Nebentür hinaus.

Draußen war es klar und hell, aber fast zu kühl. Selbst Anfang August kann es in Südkalifornien frühmorgens fast kalt sein, so wie an diesem Tage, und Luke fröstelte ein wenig und wünschte, er hätte einen Pullover unter sein Jackett gezogen. Aber die Sonne stand schon ziemlich hoch, und es würde nicht lange so kühl bleiben. Wenn er rasch ausschritt, würde ihm bald warm werden.

Er ging mit raschen Schritten bis an den Zaun und lief daran entlang. Der Zaun bestand aus Rotholz und war

einen Meter achtzig hoch. Es war kein Stacheldraht oben entlang gezogen, und jeder einigermaßen gelenkige Mensch, einschließlich Luke, hätte darüber hinwegklettern können; der Zaun diente mehr der privaten Abgeschlossenheit, als daß er ein Hindernis darstellte.

Für einen Augenblick war Luke in Versuchung, darüber hinwegzuklettern und sich für eine Weile in aller Freiheit zu bewegen, aber dann verwarf er den Gedanken wieder. Wenn man ihn sah, entweder beim Hinüberklettern oder beim Zurückkommen, so machte sich Dr. Snyder vielleicht ernsthafte Sorgen und legte ihm wieder Beschränkungen auf. Dr. Snyder neigte dazu, sich Sorgen zu machen. Und außerdem war das Gelände ziemlich groß und bot genügend Auslaufmöglichkeiten.

Er ging weiter, immer am Zaun entlang. Bis zur ersten Ecke, wo er umdrehte.

Plötzlich sah er, daß er nicht allein, nicht der einzige Frühaufsteher war. Ein kleiner Mann mit einem großen schwarzen Spitzbart saß auf einer von den grünen Bänken, die hier und dort aufgestellt waren. Er trug eine goldumrandete Brille und war mit äußerster Sorgfalt gekleidet, bis herunter zu den blank geputzten Schuhen und den hellgrauen Gamaschen. Luke betrachtete die Gamaschen neugierig; er hatte nicht gewußt, daß man noch welche trug. Der Spitzbart hatte den Kopf gehoben und starrte wie gebannt über Lukes Schulter in den Himmel.

„Schöner Morgen“, sagte Luke. Da er einmal stehen geblieben war, wäre es unhöflich gewesen, nichts zu sagen.

Der Bärtige gab keine Antwort. Luke wandte den

Kopf, warf einen Blick über die eigene Schulter und stellte fest, daß er in einen Baum hinaufschaute. Aber er entdeckte dort nichts Außergewöhnliches, nur Blätter und Zweige. Kein Vogelnest, nicht einmal einen Vogel.

Luke drehte sich wieder um. Der Bärtige starrte noch immer in den Baum, hatte Luke noch immer keines Blickes gewürdigt. War der Mann taub? Oder –?

„Verzeihung“, sagte Luke. Ein furchtbarer Verdacht kam ihm, als auch darauf keine Antwort erfolgte. Er trat einen Schritt vor und berührte den Mann leicht an der Schulter. Die Schulter zuckte leicht. Der Bärtige hob die Hand und kratzte sich an der Stelle, wo Luke ihn berührt hatte, verwandte jedoch keinen Blick.

Was würde er wohl tun, wenn ich zum Schläge ausholte, fragte sich Luke. Doch statt dessen streckte er die Hand aus und bewegte sie vor den Augen des Mannes hin und her. Der Mann blinzelte, nahm dann seine Brille ab, rieb sich zuerst das ein Auge, dann das andere, setzte die Brille wieder auf und starrte erneut in den Baum.

Luke spürte, wie ihm ein Schauer über den Rücken lief und ging weiter.

Mein Gott! dachte er; er kann mich nicht sehen, nicht hören, er glaubt nicht, daß ich vorhanden bin. Genau wie ich nicht glaube –

Aber verdammt nochmal, als ich ihn angefaßt habe, hat er es doch gespürt, nur –

Hysterische Blindheit: Dr. Snyder hat mir den Vorgang einmal erklärt, als ich ihn fragte, warum ich an Stelle von Martiern, die doch angeblich wirklich da sind, nicht wenigstens weiße, undurchsichtige Flecken sähe.

Und er hat mir erklärt, daß ich –

Genau wie jener Mann –

Luke kam zu einer anderen Bank, setzte sich hin, wandte sich um und starrte auf den Bärtigen, der etwa achtzehn Meter von ihm entfernt saß und noch immer in den Baum hinaufschaute.

Wonach? Nach etwas gar nicht Vorhandenem? fragte sich Luke.

Oder nach etwas, das nur für ihn, für mich jedoch nicht vorhanden ist, und wer von uns beiden hat recht?

Und er glaubt, daß i c h nicht existiere, ich weiß aber, daß ich da bin, und wer von uns beiden hat darin recht?

Mag ich mich in allen anderen Dingen irren, darin bestimmt nicht. Ich denke, also bin ich.

Doch wie soll ich wissen, ob er da ist?

Vielleicht ist er nur ein Produkt meiner Phantasie.

Dummer Solipsismus – Jugendtorheiten, die man überwindet.

Und doch verfällt man ihnen immer wieder, sobald man selber die Dinge anders als andere Leute oder andere Dinge als sie zu sehen anfängt.

Spitzbart natürlich nicht; er war nur einer unter vielen Übergeschnappten. Bedeutungslos. Nur daß das kleine Erlebnis mit ihm vielleicht dazu beigetragen hatte, Luke auf die richtige Fährte zu bringen.

In jener Nacht, da er sich mit Gresham betrunken hatte, kurz bevor ihm die Sinne geschwunden waren, war jener Martier dagewesen, den er beschimpft hatte. Er entsann sich deutlich. „Ich habe dich doch überhaupt erst erfunden“, hatte er zu ihm gesagt.

Und?

Wie stand es, wenn das wirklich der Fall war? Wenn er in seiner Trunkenheit etwas erkannt hatte, wovon er in nüchternem Zustande nichts wußte?

Wenn Solipsismus gar nicht so dumm war?

Wenn das Universum und alles darin Befindliche nichts weiter war als ein Produkt von Luke Devereauxs Phantasie?

Wenn er, Luke Devereaux, die Martier an jenem Abend ihres Kommens, als er in Carter Bensons Hütte in der Wüste in der Nähe von Indio gewesen war, wirklich erst erfunden hatte?

Luke erhob sich und ging weiter, schneller, um seinen Gedankengang zu beschleunigen. Er rief sich jenen Abend mit allen Einzelheiten ins Gedächtnis. Kurz bevor es an die Tür geklopft, hatte er an einen Zukunftsroman gedacht, den er zu schreiben beabsichtigte. Er hatte gedacht: „Was, wenn die Martier ...“

Aber er konnte sich nicht erinnern, wie der Gedanke weitergegangen war. Das Klopfen des Martiers hatte ihn in seinem Gedankengang unterbrochen.

Oder nicht?

Vielleicht war der Gedanke nur nicht bis in sein Bewußtsein gedrungen und hatte so ausgesehen: „Was, wenn die Martier kleine grüne Kerle wären, sichtbar, hörbar, aber nicht greifbar und was, wenn einer von ihnen jetzt plötzlich an die Tür klopfen und sagen würde: ‚He, Mack, ist dies die Erde?‘“

Und so weiter von da an.

Warum nicht?

Ein Grund sprach dagegen: Er hatte schon viele Fabeln erfunden – hunderte, wenn man die Kurzgeschichten dazu rechnete – und keine davon hatte sich in dem Augenblick ereignet, da er sie sich ausgedacht hatte.

Aber wenn nun an jenem Abend die Voraussetzungen etwas anderer Art gewesen wären? Oder hatte vielleicht, was noch wahrscheinlicher war, sein Hirn aus Übermüdung plötzlich ausgesetzt, und hatte jener Teil, der „die Wirklichkeit“, die fiktive Welt, die er gewöhnlich aus sich heraus projizierte, nicht mehr von der „Romanwelt“ unterscheiden können, den Dingen, die für ihn Literatur waren und die in diesem Falle tatsächlich ein Roman innerhalb eines Romans wären?

Es ergab einen Sinn, so unsinnig es auch klang.

Aber was war dann vor etwa fünf Wochen geschehen, als er aufgehört hatte, an Martier zu glauben? Warum glaubten andere Leute – wenn diese anderen Leute selber Produkte seiner, Lukes, Phantasie waren – weiter an etwas, woran Luke nicht mehr glaubte und das daher auch nicht mehr existierte?

Er steuerte auf eine andere Bank zu und setzte sich. Das war etwas zum Kopfzerbrechen.

Oder war es gar nicht so schwierig? Er hatte an jenem Abend einen Schock erlitten. Er konnte sich nicht erinnern, was es gewesen war und wußte nur, daß es mit einem Martier zusammenhing, aber nach der Wirkung zu urteilen, die es auf ihn ausgeübt – ihn zeitweilig in einen katatonischen Zustand versetzt – mußte es ein ziemlich heftiger Schock gewesen sein.

Und vielleicht gerade weil dieser Schock den Glauben

an Martier mit einem Schlag aus seinem Bewußtsein gedrängt hatte, während er im Unterbewußtsein noch an dem Irrtum zwischen Tatsache und Fiktion festhielt – zwischen der projektierten „wirklichen“ Welt und der Fabel für eine Geschichte – hatten die fiktiven Martier anscheinend reale Existenz angenommen.

Er war gar nicht paranoid. Einfach schizophran.

Ein Teil seines Geistes – der bewußte, denkende Teil – glaubte nicht an Martier und wußte genau, daß sie nicht existierten.

Aber der tiefer liegende Teil, das Unbewußte, das die Illusionen hervorbrachte und aufrechterhielt, hatte die Botschaft nicht empfangen. Es nahm die Martier als wirklich hin, als so wirklich wie alles andere und so machten es natürlich auch jene anderen Wesen seiner Einbildung und ihr Es, die Menschen.

Erregt stand er auf und ging raschen Schrittes weiter.

Das machte die Sache einfach. Er brauchte seinem Unterbewußtsein die Botschaft nur zukommen zu lassen.

Er kam sich zwar albern dabei vor, sprach aber dennoch in Gedanken: „Es gibt keine Martier. Andere Leute sollten auch keine sehen.“

Ob das die gewünschte Wirkung haben würde? Warum nicht, sofern er die richtige Lösung wußte, und dessen war er sich gewiß.

Er befand sich an einer abgelegenen Ecke des Geländes und machte kehrt, um sich nach der Küche zurückzugeben. Inzwischen war das Frühstück wahrscheinlich fertig, und er konnte vielleicht aus dem Benehmen anderer Leute schließen, ob sie noch immer Martier sa-

hen und hörten.

Er warf einen Blick auf seine Uhr und stellte fest, daß es zehn nach sieben war, noch zwanzig Minuten bis zur ersten Aufforderung zum Frühstück, aber in der geräumigen Küche befanden sich ein Tisch und Stühle, und Frühaufsteher waren herzlich eingeladen, vor dem eigentlichen Frühstück eine Tasse Kaffee dort zu trinken.

Luke ging durch die Hintertür hinein und blickte sich um. Die Köchin war am Herd beschäftigt; ein Pfleger machte ein Tablett für einen der internierten Patienten fertig. Von den beiden Hilfsschwestern, die auch das Frühstück servierten, war noch nichts zu sehen; wahrscheinlich deckten sie die Tische im Speisesaal.

Zwei Patienten tranken Kaffee in der Küche, beides ältere Frauen, die eine in einem Morgenrock, die andere in einem Bademantel.

Alles machte einen ruhigen, friedfertigen Eindruck, kein Anzeichen für eine Störung. Er würde zwar den Martier nicht wahrnehmen, wenn einer auftauchte, aber er würde es an den Reaktionen der Leute erkennen, die er sehen konnte, auf indirekte Weise.

Er goß sich eine Tasse Kaffee ein, ging damit an den Tisch, nahm Platz und sagte zu einer der beiden Damen die er kannte: „Guten Morgen Mrs. Murcheson.“ Margie hatte sie zufällig gestern miteinander bekannt gemacht. „Guten Morgen, Mr. Devereaux“, sagte Mrs. Murcheson. „Und Ihre hübsche junge Frau? Schläft sie noch?“ „Ja. Ich bin früh aufgestanden und habe einen Spaziergang gemacht. Ein herrlicher Morgen.“

„Scheint so. Dies ist Mrs. Randall, Mr. Devereaux,

falls Sie beide sich noch nicht kennen sollten.“ Luke nahm höflich davon Kenntnis. „Sehr angenehm, Mr. Devereaux“, sagte die andere ältere Dame. „Wenn Sie draußen waren können Sie mir vielleicht sagen, wo mein Mann ist, damit ich nicht erst überall nach ihm suchen muß.“

„Ich habe nur einen einzigen Menschen gesehen“, erklärte Luke. „Einen Mann mit einem Spitzbart.“

Sie nickte, und Luke sagte: „Oben an der Nordwestecke. Er sitzt auf einer Bank und starrt in einen Baum.“

Mrs. Randall seufzte. „Denkt wahrscheinlich über seine große Rede nach. Diese Woche hält er sich für Ishurti, der Ärmste.“

Sie schob ihren Stuhl zurück. „Ich werde gehen und ihm sagen, daß der Kaffee fertig ist.“

Luke wollte sich gerade erbieten, ihr den Gang abzunehmen, als ihm einfiel, daß der Spitzbart ihn weder sehen noch hören konnte. Und so nahm er Abstand davon.

Als die Tür sich geschlossen hatte, legte Mrs. Murchison eine Hand auf seinen Arm. „Ein so nettes Paar“, sagte sie. „Es ist jammerschade.“

„Sie scheint wirklich nett zu sein“, sagte Luke. „Ihn kenne ich noch nicht weiter. Sind sie beide – uh –?“

„Ja, natürlich. Aber beide glauben, daß nur der andere – jeder glaubt von sich, er wäre nur hier, um auf den anderen aufzupassen.“ Sie lehnte sich näher. „Aber ich hege so meinen Verdacht, Mr. Devereaux. Ich halte sie beide für Spitzel, die sich nur wahnsinnig stellen.

Venusische Spitzel!“

Die beiden s's zischten; Luke lehnte sich zurück, und unter dem Vorwand, Kaffee von seinen Lippen zu wischen, wischte er sich gleichzeitig den Speichel von der Wange.

Um das unerquickliche Thema zu wechseln, erkundigte sich Luke noch einmal nach dem Mann, für den Mr. Randall sich diese Woche hielt.

„Für Ishurti, Mr. Devereaux.“

Der Name kam ihm bekannt vor, aber er konnte ihn im Augenblick nicht unterbringen, und um einer weiteren Begegnung mit dem Ehepaar Randall auszuweichen, trank er seinen Kaffee rasch aus und entschuldigte sich, indem er erklärte, er wolle hinaufgehen und nachschauen, ob seine Frau schon munter wäre.

Er konnte gerade noch rechtzeitig entkommen; die Randalls traten zur Hintertür herein.

Als er vor seinem Zimmer stand, hörte er Margie sich drinnen hin und her bewegen, klopfte leise an, um sie nicht zu erschrecken und trat ein.

„Luke!“ Sie schlang die Arme um ihn und küßte ihn. „Warst du spazieren?“ Sie war nur halb bekleidet – Büstenhalter, Höschen und Schuhe. Das Kleid lag noch ausgebreitet auf dem Bett, wo sie es hingeworfen hatte, um die Hände frei zu bekommen.

„Spazieren und Kaffeetrinken. Zieh dir das Kleid über, wir kommen gerade zurecht zum Frühstück.“

Er ließ sich in einen Stuhl fallen und sah zu, wie sie sich das Kleid über den Kopf streifte und die üblichen plumpen aber faszinierenden Verrenkungen dabei vollführte, die Frauen dabei machen.

„Margie, wer war oder wer ist Ishurti?“

Ein dumpfer Laut drang aus dem Kleidinneren, dann kam Margies Kopf durch den Haisauschnitt zum Vorschein und während sie ihr Kleid glattstrich, schaute sie ihn ein wenig ungläubig an.

„Hast du denn keine Zeitungen gelesen. Luke? Aber du liest ja schon lange keine mehr. An Yato Ishurti solltest du dich aber noch von früher erinnern.“

„Ich weiß schon“, sagte Luke. Die beiden Namen zusammen riefen die Erinnerung daran wach, wer der Mann war. „Ist denn neuerdings viel von ihm die Rede?“

„Seit drei Tagen von kaum etwas anderem, Luke. Er will morgen über den Funk zur ganzen Welt sprechen, und alle sollen zuhören. Seit der Ankündigung sind die Zeitungen voll davon.“

„Eine Radioansprache? Ich dachte, die Martier störten derartige Sendungen.“

„Das können sie nicht mehr, Luke. Auf diesem einen Gebiet haben wir sie endgültig geschlagen. Man hat eine neue Art von Kehlkopfmikrofon erfunden, in das die Martier nicht mit hineinschwätzen können. Das war die große Neuigkeit vor einer Woche, vor Ishurtis Ankündigung.“

„Und wie funktioniert es? Das Mikrofon, meine ich?“

„Es nimmt überhaupt keinen Schall als solchen auf. Ich kenne die technischen Einzelheiten nicht und weiß nur, daß es die Kehlkopfschwingungen des Sprechers direkt aufnimmt und sie in Radiowellen verwandelt. Man braucht nicht einmal laut zu sprechen, sondern das, was man ausdrücken will –“

„Nur in Gedanken vor sich hin zu sagen“, ergänzte Luke, dem dabei sein Experiment von vorhin einfiel, als er sein Unterbewußtsein auf diese Weise zu erreichen versucht hatte. Ob es gelungen war? Er hatte seitdem kein Anzeichen dafür erhalten, daß Martier in der Nähe wären.

„Worüber will er denn reden?“

„Das weiß niemand, aber man nimmt an über die Martier, denn worüber sollte er im gegenwärtigen Augenblick sonst zur ganzen Welt sprechen? Es heißt – niemand weiß, ob es wahr ist oder nicht – , daß einer von ihnen Kontakt mit ihm aufgenommen und ihm die Bedingungen vorgeschlagen haben soll, unter denen die Martier abziehen würden. Das erscheint durchaus möglich, nicht wahr? Sie müssen doch auch ein Oberhaupt haben, einen König, einen Diktator, einen Präsidenten oder wie sie ihn nennen mögen. Und wäre nicht Ishurti der gegebene Mann, wenn sie offiziell Kontakt aufnehmen wollten?“

Luke unterdrückte ein Lächeln und nickte nicht einmal unverbindlich. Was für einen Reinfall Ishurti erleiden würden. Bis morgen ...

„Margie, wann hast du zuletzt einen Martier gesehen?“

Sie schaute ihn leicht betroffen an. „Warum, Luke?“

„Ich frage nur.“

„Wenn du es durchaus wissen willst, so sind im Augenblick zwei von ihnen im Zimmer.“

„Oh“, sagte er.

Es hatte nicht funktioniert.

„Ich bin fertig“, sagte Margie. „Gehen wir?“

Das Frühstück wurde serviert. Luke war schweigsam und hatte keinen Appetit. Warum hatte es nicht funktioniert?

Es war zum Verzweifeln mit seinem Unbewußten; konnte es nicht hören, wie er sich mit ihm in Verbindung zu setzen versuchte?

Oder glaubte es ihm nicht?

Und plötzlich wußte er, daß ihm nichts weiter übrigblieb, als zu flüchten, irgendwohin.

Hier befand er sich in einer Irrenanstalt, mochte sie sich auch Sanatorium nennen, und hier war nicht der Ort, ein derartiges Problem zu lösen.

Und so schön Margies Gegenwart auch war, so bedeutete es doch eine Ablenkung.

Als er die Martier erfunden hatte, war er allein gewesen; und er würde wieder allein sein müssen, um sie auszutreiben. Allein und fern von allem und jedem.

Carter Bensons Hütte in der Nähe von Indio? Natürlich; von dort hatte alles seinen Ausgang genommen!

Jetzt war es zwar August, und tagsüber würde es höllisch heiß dort draußen sein, aber aus eben diesem Grunde war mit Sicherheit anzunehmen, daß Carter die Hütte nicht benützen würde. Er brauchte seine Erlaubnis also gar nicht erst einzuholen, nicht einmal Carter würde wissen, daß er sich dort aufhielte und ihn nicht verraten können, falls man eine Suchaktion nach ihm einleitete. Margie wußte nichts von der Existenz der Hütte; ihr gegenüber hatte er sie nie erwähnt.

Aber er würde vorsichtig zu Werke schreiten müssen.

Es war noch zu früh am Morgen für die Flucht, da die Bank erst um neun aufmachte, und dort würde er sich zuerst hinwenden müssen. Zum Glück hatte Margie ihr Konto als gemeinsames Konto eröffnet, und er hatte seine Unterschrift geleistet. Er würde einen Scheck über ein paar hundert Dollars einlösen müssen, genügend, um einen gebrauchten Wagen zu kaufen; eine andere Möglichkeit, hinaus zu Bensons Hütte zu gelangen, gab es nicht. Und er hatte seinen eigenen Wagen verkauft, bevor er Hollywood verlassen hatte.

Damals hatte er nur zweihundertfünfzig Dollars dafür bekommen, obwohl er ein paar Monate früher – als es noch so etwas wie Vergnügungsfahrten gab – fünfhundert dafür hätte erhalten können. Das bedeutete jedoch, daß er jetzt für billiges Geld zu einem Wagen kommen konnte; für weniger als hundert Dollars würde er etwas Brauchbares finden, um den Weg dorthin zurückzulegen und von Zeit zu Zeit nach Indio einkaufen zu fahren – falls das, was er im Sinn hatte, solange dauern sollte.

„Irgendetwas nicht in Ordnung, Luke?“

„Keine Spur“, erwiderte er und fand den Augenblick geeignet, seine Flucht vorzubereiten. „Mir ist nur ein bißchen dumm im Kopf. Hab wenig geschlafen letzte Nacht.“

„Vielleicht solltest du jetzt nach oben gehen und dich noch für ein Weilchen hinlegen.“

Luke tat, als zögere er. „Später vielleicht, wenn ich wirklich müde sein werde. Im Augenblick fühle ich mich nur benommen, aber ich bezweifle, daß ich schlafen könnte.“

„Wie du willst. Hättest du Lust auf irgendetwas Besonderes?“

„Wie wär's mit ein paar Partien Federball? Danach wäre ich vielleicht so müde, daß ich ein paar Stunden schlafen könnte.“

Zum Federballspielen war es zwar ein bißchen windig, aber sie spielten trotzdem für eine halbe Stunde – bis halb neun – und dann gähnte Luke und behauptete, wirklich müde zu sein. „Am besten, du kommst gleich mit hinauf“, schlug er vor, „und holst dir aus dem Zimmer, was du brauchst, damit du nicht noch einmal kommen mußt, falls ich bis Mittag durchschlafen sollte.“

„Geh nur; ich brauche nichts, und ich verspreche, dich bis um zwölf nicht zu stören.“

Er küßte sie flüchtig und wünschte, daß es ein längerer Kuß hätte sein können, da er sie unter Umständen für eine ganze Weile nicht wiedersehen würde, und ging dann auf sein Zimmer hinauf.

Er setzte sich zuerst an die Schreibmaschine und schrieb einen Zettel an sie, auf dem er ihr mitteilte, daß er sie liebe, daß er jedoch etwas Wichtiges vorhätte und daß sie sich keine Sorgen um ihn machen sollte, da er bald wieder zurück sein würde.

Dann griff er nach Margies Portemonnaie und steckte sich soviel Geld ein, daß er, falls sich die Möglichkeit ergäbe, mit einem Taxi bis in die Stadt fahren konnte. Dadurch würde er Zeit sparen, aber selbst wenn er den Weg bis zur Bank zu Fuß zurücklegen müßte, würde er bis um elf dort sein, und das genügte vollauf.

Dann schaute er zum Fenster hinaus, um zu sehen, ob

er Margie draußen irgendwo entdecken könnte; sie war jedoch nirgends zu erblicken, auch durch das Fenster am Ende des Korridors nicht. Doch als er langsam hinunterging, vernahm er ihre Stimme durch die offene Tür zu Dr. Snyders Büro ... „nicht ernsthaft in Sorge“, hörte er sie sagen, „aber ein bißchen seltsam kam er mir allerdings vor. Ich glaube jedoch nicht, daß er...“

Er trat ins Freie und schlenderte auf eine Baumgruppe zu, die den Zaun vor neugierigen Blicken verbarg.

Das einzige, was er jetzt noch zu befürchten hatte, war, daß ihn jemand von der Straße her über den Zaun klettern sah und die Polizei oder das Sanatorium anrief.

Aber niemand bemerkte ihn.

18

Es war am fünften August des Jahres 1969. In New York City war es kurz vor ein Uhr mittags. Andere Zeitzonen, andere Zeiten, überall in der Welt. Es ging auf den großen, mit Spannung erwarteten Augenblick zu.

Yato Ishurti, der Generalsekretär der Vereinten Nationen, saß allein in einem kleinen Studio in Radio City. Bereit und erwartungsvoll.

Hoffnungsvoll und angsterfüllt.

Das Kehlkopfmikrofon befand sich an Ort und Stelle. Seine Ohren waren verstopft, um zu verhindern, daß er über das Gehör abgelenkt werde, sobald er einmal angefangen hatte zu sprechen. Und im Augenblick, da der Mann hinter dem Kontrollraumfenster ihm zu verstehen geben würde, daß die Sendung lief, würde er auch die

Augen schließen, um keinerlei visuellen Störungen unterworfen zu sein.

Da er wußte, daß das Mikrofon noch nicht eingeschaltet war, räusperte er sich und beobachtete das kleine Glasfenster und den Mann dahinter.

Er war im Begriff, zu der größten Hörschaft zu sprechen, die jemals der Stimme eines einzelnen Menschen gelauscht hatte. Bis auf einige Wilde und Kinder, die noch zu klein waren, um zu sprechen oder zu begreifen, würden fast sämtliche menschlichen Wesen auf Erden ihm zuhören – entweder direkt oder durch die Stimme eines Übersetzers.

Trotz der Eile, in der man die Vorbereitungen hatte treffen müssen, war alles glänzend organisiert. Sämtliche Regierungen der Welt hatten ihr Teil dazu beigetragen, und jede noch im Betrieb befindliche Rundfunkstation der Welt würde seine Rede übertragen. Jede noch im Betrieb befindliche sowie viele, die eigens zu diesem Zweck wieder in Betrieb genommen worden waren. Und sämtliche auf See befindlichen Schiffe.

Er mußte daran denken, langsam zu sprechen und hinter jedem Satz oder nach mehreren Sätzen eine Pause zu machen, damit die vielen tausend Übersetzer in allen Teilen der Welt mit ihm mitkommen konnten.

Alle Stammesangehörigen in den primitivsten Ländern würden mithören; wo auch nur die geringste Möglichkeit dazu bestand, waren Vorkehrungen getroffen, daß sie sich an einem passenden Ort versammeln und an der Direkt-Übertragung teilnehmen sollten. In den zivilisierten Ländern würden in allen Fabriken und Büros, die infolge

der Krise noch nicht stillagen, die Arbeit für die Dauer der Übertragung ruhen; die Leute, die zu Hause blieben und kein eigenes Radio besaßen, waren aufgefordert worden, sich zu irgendeinem Nachbar zu begeben, der im Besitz eines Gerätes war.

Alles in allem würden etwa drei Milliarden Menschen seine Rede mitanhören. Und ungefähr eine Milliarde Martier.

Wenn er Erfolg hätte, würde er der berühmteste – Doch Ishurti wies den egoistischen Gedanken von sich. Er mußte an die Menschheit, nicht an sich selber denken. Und falls ihm Erfolg beschieden wäre, mußte er sofort zurücktreten und nicht etwa versuchen, Kapital aus seinem Erfolg zu schlagen.

Wenn er scheiterte – Aber auch daran durfte er nicht denken.

Im Studio und im Kontrollraum, soweit er ihn durch das kleine Fenster überblicken konnte, schienen keine Martier anwesend zu sein.

Er räusperte sich noch einmal, gerade rechtzeitig. Er sah, wie der Mann im Kontrollraum eine Schaltung vornahm und ihm zunickte.

Yato Ishurti schloß die Augen und sprach.

Er sagte: „Völker der Erde, ich spreche zu Euch und durch Euch zu unseren Besuchern vom Mars. Hauptsächlich richten sich meine Worte an sie. Aber es ist von größter Bedeutung, daß auch Ihr zuhört, damit Ihr mir eine Frage beantworten könnt, die ich Euch am Schluß meiner Rede stellen werde.“

Er sagte: „Martier, aus nur Euch bekannten Gründen

habt Ihr uns nicht ins Vertrauen darüber gezogen, warum Ihr hier unter uns seid.

Vielleicht seid Ihr wahrhaft böse und böse und weidet Euch an unserem Schmerz.

Möglicherweise ist Eure Psychologie, ist Euer Denken so grundverschieden von unserem, daß wir nichts begreifen würden, auch wenn Ihr Euch zu einer Erklärung bereit fändet.

Aber daran glaube ich nicht.“

Er sagte: „Wenn Ihr wirklich das wäret, was Ihr zu sein scheint oder vorgebt, streitsüchtig und nachtragend, so würde man irgendwann einmal erleben, daß Ihr auch untereinander in Streit gerietet.

Das haben wir noch nie gesehen oder gehört.

Martier, Ihr macht uns etwas vor und tut, als wäret Ihr etwas, was Ihr nicht seid.“

Um den ganzen Erdball ging ein Beben, als die Zuhörer Massen sich bewegten.

Ishurti sagte: „Martier, Ihr verfolgt einen tieferen Zweck mit Eurem Tun. Wenn Eure geistige Struktur nicht über mein Fassungsvermögen hinausgeht, wenn Euer Zweck nicht außerhalb des Bereiches menschlicher Logik liegt, so kann es nur eines von zwei Dingen sein.

Es kann sein, daß Eure Absicht gut ist; daß Ihr zu unserem Wohle hergekommen seid. Ihr wußtet, daß wir uneinig waren, uns haßten und bekriegten und stets am Rande eines letzten Vernichtungskrieges standen. Es kann sein, daß Ihr Euch gesagt habt, unserer ganzen Veranlagung nach könnten wir nur durch eine gemeinsame Sache zur Einigkeit gelangen, durch einen gemeinsamen

Haß, größer als unser Haß aufeinander, der uns heute so lächerlich erscheint, daß es schwer fällt, sich daran zu erinnern.

Oder möglicherweise verfolgt Ihr eine weniger wohlwollende wenn auch nicht direkt böse Absicht. Es ist möglich, daß Ihr erfahren habt, wir stünden kurz vor dem Flug in den Weltraum und daß Ihr uns nicht auf dem Mars haben wollt.

Es könnte sein, daß Ihr auf dem Mars körperliche und verwundbare Wesen seid und uns fürchtet; daß Ihr Angst habt, wir könnten in Kürze oder in einigen Jahrhunderten den Versuch unternehmen, Euch zu besiegen. Oder vielleicht langweilen wir Euch auch nur – unsere Radiosendungen müssen Euch sicher gelangweilt haben – und Ihr wünscht unsere Gesellschaft auf Euerem Planeten einfach nicht.“

Er sagte: „Wenn einer von diesen beiden Gründen der wahre ist, was ich fest glaube, so wußtet Ihr, daß die bloße Aufforderung, uns anständig zu benehmen und den Mars in Ruhe zu lassen, Euch eher unsere Gegnerschaft eintragen, als Euren Zwecken dienen würde.

Ihr wolltet uns die Augen darüber öffnen, damit wir Eure Wünsche freiwillig respektieren.

Es ist von äußerster Wichtigkeit für uns, welche von diesen beiden Grundabsichten Eure wahre ist.

Welche es auch immer sein mag, ich werde Euch beweisen, daß Ihr sie erreicht habt.“

Er sagte: „Was ich jetzt sagen werde, sage ich im Namen aller Völker dieser Erde.“

Er sagte: „Wir geloben, daß wir uns nicht mehr unter-

einander bekämpfen werden.

Wir geloben, daß wir nie und nimmer ein Weltraumschiff auf Euren Planeten schicken werden – es sei denn, Ihr fordert uns eines Tages dazu auf, und ich glaube, selbst dann würde es großer Überredungskünste bedürfen.“

Er erklärte feierlich: „Und jetzt den Beweis. Völker der Erde, seid Ihr mit mir einig in diesen beiden Gelöbnissen? Wenn ja, so beweist es jetzt, bejaht es, so laut Ihr könnt! Aber wartet bis die Übersetzer mir nachgekommen sind, wartet bitte, bis ich das Zeichen gebe und sage ... Jetzt!“

„Yes!“

„Si!“

„Oui!“

„Dah!“

„Hay!“

„Ja!“

„Sim!“

„Jes!“

„Nam!“

„Shi!“

„Lah!“

Und Tausende von anderen Wörtern, die alle dasselbe bedeuteten, gleichzeitig aus Kehle und Herz jedes einzelnen Menschen, der zugehört hatte. Nicht ein einziges no oder njet. Etwas Derartiges hatte man noch nie vernommen. Im Vergleich dazu wäre eine H-Bombe wie das Fallen einer Stecknadel gewesen, verglichen damit hätte ein Ausbruch des Krakatao wie ein Geflüster geklungen.

Es konnte nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, daß jeder Martier auf Erden es gehört haben mußte. Wäre eine Atmosphäre zwischen den Planeten vorhanden gewesen, um die Schallwellen weiterzutragen, so würden es selbst die Martier auf dem Mars gehört haben.

Durch Ohrenstöpsel und die Wände einer schalldichten Kabine hörte es auch Yato Ishurti. Und spürte, wie das ganze Gebäude darunter erzitterte.

Schweigen war jetzt das einzig Gegebene. Er öffnete die Augen und nickte dem Mann im Kontrollraum zu, damit er abschalten sollte. Seufzte tief auf, nachdem er mitangesehen hatte, wie ein Hebel herumgeworfen wurde, und entfernte die Stöpsel aus seinen Ohren.

Erhob sich, innerlich völlig ausgebrannt, ging langsam in das kleine Vorzimmer zwischen Studio und Flur und verweilte dort einen Augenblick, um seine Fassung wiederzugewinnen.

Drehte sich zufällig um und erblickte sich selber in einem Wandspiegel.

Sah den Martier, der mit übergeschlagenen Beinen auf seinem Kopfe hockte, fing seinen Blick und sein Grinsen im Spiegel auf, hörte, wie er etwas verletzend Unanständiges zu ihm sagte.

Und wußte, daß seine Bemühungen gescheitert waren und daß ihm jetzt nur noch ein Ausweg verblieb.

Nahm den zeremoniellen Dolch aus der Tasche und zog ihn aus der Scheide.

Ließ sich in der traditionellen Haltung auf dem Fußboden nieder. Richtete ein kurzes Wort an seine Vorfahren, vollzog das kurze vorausgehende Ritual und trat

dann mit dem Dolch – als Generalsekretär der Vereinten Nationen zurück.

19

Am Tage von Ishurtis Ansprache hatte die Effektenbörse mittags geschlossen.

Sie schloß ihre Pforten am darauffolgenden Tage, dem 6. August, wiederum, aber aus einem anderen Grunde; sie schloß auf unbefristete Zeit auf Grund einer Notverordnung des Präsidenten. Staatspapiere waren an jenem Morgen nur noch zu einem Bruchteil ihres Wertes vom Vortage gehandelt worden und fielen rasch, da sich keine Käufer fanden. Die Notverordnung untersagte den weiteren An- und Verkauf von Aktien, solange einige noch das Papier wert waren, auf dem sie gedruckt waren.

In einer noch viel weittragenderen Notmaßnahme verkündete die Regierung an jenem Nachmittag eine neunzigprozentige Herabsetzung der bewaffneten Streitkräfte. In einer Pressekonferenz gab der Präsident zu, daß es eine Verzweiflungsmaßnahme wäre: daß die Arbeitslosigkeit dadurch ansteigen würde, daß jedoch nichts anderes übrigbliebe, da die Regierung praktisch pleite und es billiger sei, Unterstützung statt Wehrsold zu zahlen. Und sämtliche anderen Nationen nahmen ähnliche Kürzungen vor.

Und torkelten, trotz aller Kürzungen, auf ähnliche Weise am Rande des Bankrotts einher. Fast jede bestehende Ordnung hätte durch eine Revolution hinweggefegt werden können – aber unter diesen Umständen

scheuten selbst die fanatischsten Revolutionäre vor der Übernahme der Regierungsgewalt zurück.

Gequält, verlegen, gehetzt, hilflos, gelähmt, blickte der Durchschnittsbürger der Durchschnittsnation voller Entsetzen einer freudlosen Zukunft entgegen und sehnte sich nach den guten alten Zeiten zurück, da seine einzigen Sorgen Tod, Steuern und die Wasserstoffbombe gewesen waren.

DER ABZUG DER MARTIER

1

Im August des Jahres 1969 machte ein Mann mit dem etwas unwahrscheinlichen Namen Hiram Pedro Oberdorffer aus Chicago, Illinois, eine Erfindung, die er als anti-außerweltlichen subatomaren Superschwingungserzeuger bezeichnete.

Mr. Oberdorffer war in Heidelberg, Wisconsin, zur Schule gegangen, aber in den nachfolgenden fünfzig Jahren hatte er sich zu einem eingefleischten Leser von populärwissenschaftlichen Zeitschriften und von wissenschaftlichen Beiträgen in den Beilagen der Sonntagszeitungen und anderswo entwickelt. Er war ein leidenschaftlicher Theoretiker und, in seinen eigenen Worten (und wer sind wir, um ihm darin zu widersprechen) „wußte er in wissenschaftlichen Dingen besser Bescheid als diese Laboratoriums-Heinis.“

Er übte seit langem das Amt eines Hausmeisters in einem Apartment-Haus in Dearbon Street in der Nähe von

Grand Avenue aus und hatte eine Zweizimmerwohnung im Souterrain desselben Gebäudes inne. In einem der beiden Räume kochte, aß und schlief er. In dem anderen verbrachte er den Teil seines Lebens, auf den es ankam; dort war seine Werkstatt.

Neben einer Werkbank und einigen elektrischen Gerätschaften enthielt die Werkstatt noch einige Spinde, und in und auf diesen Spinden, auf dem Fußboden aufgestapelt oder in Kisten verpackt befand sich altes Automobil-, altes Radio-, altes Nähmaschinen- sowie altes Staubsaugerzubehör. Ganz zu schweigen von Waschmaschinen-, Schreibmaschinen-, Fahrräder-, Rasenmäher-, Außenbordmotor-, Fernsehapparat-, Uhren-, Telefon-, Kinderspielzeug-, Elektromotor-, Kamera-, Phonograph-, Ventilator-, Schrotflinten- und Geigerzähler – Teilen. Unendliche Schätze auf kleinstem Raum.

Seine Obliegenheiten als Hausmeister nahmen ihn, besonders im Sommer, nicht allzu stark in Anspruch; sie ließen ihm genügend Muße zum Erfinden und zu seinem einzigen anderen Vergnügen, das darin bestand, bei schönem Wetter auf dem nur zehn Minuten von seiner Arbeitsstätte entfernten Bughouse Square zu sitzen, zu entspannen und nachzudenken.

Bughouse Square ist ein Stadtpark von einem Straßenzug im Quadrat und hat noch einen anderen Namen, den nie jemand gebraucht. Meistens halten sich nur Bummler, Trunkenbolde und Halbverrückte dort auf. Stellen wir ein für allemal klar, daß Mr. Oberdorffer zu keinen von diesen gehörte. Er arbeitete für seinen Lebensunterhalt und trank ausschließlich Bier und das auch nur in mäß-

ßigen Mengen. Wer ihn beschuldigt hätte, nicht ganz richtig im Kopfe zu sein, dem hätte er jederzeit beweisen können, daß er im Vollbesitz seiner geistigen Fähigkeiten war. Er besaß nämlich Papiere, aus denen hervorging, daß er aus einer Irrenanstalt entlassen worden war, in der er vor einigen Jahren kurze Zeit zugebracht hatte.

Die Martier belästigten Mr. Oberdorffer weniger, als sie die meisten anderen Leute behelligten; er hatte das Glück völlig taub zu sein.

O, bis zu einem gewissen Grade belästigten sie ihn schon. Obwohl er nicht hören konnte, redete er gern. Man könnte sogar sagen, daß er laut dachte, da er aus Gewohnheit Selbstgespräche während des Erfindens führte. In diesem Falle war die Einmischung der Martier natürlich keine sonderliche Plage; obwohl er seine eigene Stimme nicht hören konnte, wußte er sehr wohl, was er zu sich selber sagte, ob er durch jemand übertönt wurde oder nicht. Aber er hatte einen Freund, mit dem er sich gern unterhielt, einen Mann namens Pete, und fand, daß die Martier sich gelegentlich in seine einseitige Unterhaltung mit Pete einmischten.

Sommersüber war Pete hauptsächlich auf dem Bughouse Square anzutreffen, wo er seinen Stammplatz hatte. Sobald es Herbst wurde, verschwand Pete; Mr.

Oberdorffer nahm nicht ganz zu Unrecht an, daß er mit den Vögeln südwärts zöge. Aber im Frühling tauchte Pete stets wieder auf, und Mr. Oberdorffer konnte die Unterhaltung mit ihm fortsetzen.

Es war in der Tat eine sehr einseitige Unterhaltung, da Pete stumm war. Aber er hörte Mr. Oberdorffer gern zu

und hielt ihn für einen Denker und einen großen Wissenschaftler, eine Ansicht, die Mr. Oberdorffer völlig teilte, und für seine Teilnahme an der Unterhaltung genügten ein paar einfache Zeichen – ein Nicken oder ein Kopfschütteln, um ja oder nein anzudeuten, ein Heben der Augenbrauen, um seinen Partner zu näheren Erklärungen zu veranlassen. Aber selbst diese Zeichen waren nur selten erforderlich; meistens genügte ein bewundernder Blick verbunden mit ungeteilter Aufmerksamkeit. Noch seltener brauchten sie ihre Zuflucht zu Bleistift und Papier zu nehmen, die Mr. Oberdorffer stets bei sich trug.

In diesem Sommer nun hatte Pete in zunehmendem Maße ein neues Zeichen gebraucht und die Hand schalltrichterartig an das Ohr gelegt. Als Pete dieses Zeichen zum ersten Mal machte, hatte Mr. Oberdorffer sich gewundert, da er wußte, daß er genau so laut wie immer sprach, und hatte Pete Papier und Bleistift gereicht und ihn um eine Erklärung gebeten. Pete hatte geschrieben: „Kanicht heren. Martyers sufiel Krahch maachen.“

Und so hatte Mr. Oberdorffer noch lauter gesprochen, sich aber doch geärgert, daß er die Stimme heben mußte. Die Unterhaltungen mit Pete waren seitdem nicht so angenehm wie früher. Allzu häufig verriet Petes Gesichtsausdruck, daß er abgelenkt wurde und Mr. Oberdorffer nicht mehr so gebannt zuhörte wie einst. Und wenn sich Mr. Oberdorffer in einem solchen Augenblick umschaute, erblickte er stets einen oder mehrere Martier und wußte, daß sie die Störenfriede waren.

Und so begann er mit der Idee zu spielen, etwas gegen die Martier zu unternehmen.

Es wurde jedoch Mitte August, ehe er sich endgültig dazu entschloß. Mitte August verschwand Pete plötzlich vom Bughouse Square. Für einige Tage traf Mr. Oberdorffer ihn dort nicht an und erkundigte sich bei anderen Parkbesuchern – solchen, die er oft genug gesehen hatte, um sie als Stammgäste zu erkennen – was aus Pete geworden sei. Kopfschütteln und Achselzucken waren für eine Weile die einzigen Antworten, die er bekam. Endlich begann ein graubärtiger Mann ihm etwas zu erklären, worauf Mr. Oberdorffer ihm mitteilte, daß er taub sei und ihm Papier und Bleistift reichte. Eine vorübergehende Schwierigkeit entstand, als sich herausstellte, daß der Bärtige weder lesen noch schreiben konnte, aber man fand einen Vermittler, der allerdings kaum nüchtern genug war, sich die Geschichte des Graubarts anzuhören und sie für Mr. Oberdorffer aufzuschreiben. Pete befand sich im Gefängnis.

Mr. Oberdorffer eilte auf das zuständige Polizeirevier und erfuhr nach einigen Schwierigkeiten, die auf die Tatsache zurückzuführen waren, daß es viele Petes gab und er den Familiennamen seines besten Freundes nicht wußte, wo Pete inhaftiert war. Schleunigst begab er sich dorthin, um ihm, wenn möglich, zu helfen.

Es stellte sich heraus, daß Pete bereits abgeurteilt war und dreißig Tage bekommen hatte, was ihn jedoch nicht hinderte, ein Darlehen von zehn Dollars anzunehmen, damit er sich während dieser Zeit Zigaretten kaufen konnte.

Es gelang Mr. Oberdorffer seinen Freund unter Zuhilfenahme von Papier und Bleistift kurz auszuhorchen

und in Erfahrung zu bringen, was sich zugetragen hatte.

Von Rechtschreibungsfehlern befreit, lautete Petes Geschichte, daß er überhaupt nichts verbochen habe und in eine Falle gelockt worden wäre; außerdem wäre er angetrunken gewesen und nur deshalb auf den verrückten Gedanken gekommen, bei hellem Tageslicht und mit Martiern in der Nähe einen Groschenladen zu betreten, um Rasierklingen zu stehlen. Die Martier hätten ihn dazu verführt und ihm versprochen, Schmiere zu stehen, aber dann hätten sie ihn verpiffen und die Polizei in dem Augenblick geholt, als er die Taschen voll hatte. An der ganzen Geschichte waren nur die Martier schuld.

Diese rührende Geschichte erboste Mr. Oberdorffer derart, daß er auf der Stelle den Entschluß faßte, etwas gegen die Martier zu unternehmen. Noch am selben Abend. Er war ein geduldiger Mensch, aber jetzt war seine Geduld zu Ende.

Auf dem Heimweg beschloß er, eine alte Gepflogenheit zu durchbrechen und in einem Lokal zu essen. Es drängte ihn, seinen Plan so schnell wie möglich zu verwirklichen, und so wollte er sich nicht erst mit der Zubereitung einer Mahlzeit aufhalten.

In dem Restaurant bestellte er Eisbein und Sauerkraut und während er darauf wartete, fing er an nachzudenken. Aber sehr leise, um die anderen Gäste, die an der Theke hockten, nicht zu stören.

Er führte sich alles vor Augen, was er je über Martier in populärwissenschaftlichen Zeitschriften gelesen hatte sowie alles, was er über Elektrizität, Elektronenlehre und Relativität gelesen hatte.

Er fand die Lösung in genau dem Augenblick, als ihm das Eisbein serviert wurde. „Da hilft nur“, erklärte er der Kellnerin, „ein anti-außerweltlicher subatomarer Superschwingungserzeuger.“ Ihre Antwort, falls sie eine gab, verhallte ungehört und ist nirgends aufgezeichnet.

Während er aß, konnte er selbstverständlich nicht weiterdenken, aber auf dem restlichen Heimweg dachte er desto lauter. Zu Hause angekommen, stellte er das Signal ab (ein rot aufleuchtendes Licht anstelle einer Klingel), damit kein Mieter ihn stören und sich über einen tropfenden Wasserhahn oder einen widerspenstigen Kühlschrank beschweren könnte, und machte sich an die Konstruktion eines anti – außerweltlichen subatomaren Superschwingungserzeugers.

Die Grundlage dazu bildete ein Außenbordmotor, den er unter Zuhilfenahme eines Transformators in einen Gleichstromgenerator verwandelte. Nur ein einziges Mal stieß er auf ein ernsthaftes Hindernis. Das war, als er merkte, daß er eine Schwingungsmembrane von ungefähr acht Zoll Durchmesser benötigen würde. In seiner Werkstatt war nichts für diesen Zweck Geeignetes vorhanden, und da es bereits acht Uhr war und die Läden zugemacht hatten, gäbe er die Hoffnung für diesen Abend fast auf.

Doch dann fiel ihm zu seiner Rettung die Heilsarmee ein. Er ging nach der Clark Street und lief dort solange auf und ab, bis ein Mädchen von der Heilsarmee, das die Runde durch die Kneipen machte, des Wegs entlang kam. Erst als er sich bereit erklärte, dreißig Dollars für die gute Sache zu stiften, trat sie ihm ihr Tamburin ab; es war gut, daß sie bei diesem Preis nachgab, da er nicht

mehr Geld bei sich hatte. Und wenn sie nicht nachgegeben hätte, wäre er außerdem stark in Versuchung geraten, ihr das Tamburin zu entreißen und das Weite damit zu suchen, und auf diese Weise wäre er wahrscheinlich in demselben Gefängnis wie Pete gelandet. Er war ein stattlicher Mann, der nicht schnell rennen konnte und leicht außer Atem geriet.

Nachdem er die Glöckchen von dem Tamburin entfernt hatte, erwies es sich als genau zweckentsprechend. Mit einer dünnen Schicht magnetisierter Eisenspäne bedeckt und zwischen der Kathodenröhre und der Aluminiumpfanne angebracht, die als Gitter diente, würde es nicht nur die unerwünschten Deltastrahlen herausfiltern, sondern die Schwingungen der Späne würden, sobald der Motor lief, auch für die erforderliche Fluktuation in der Induktanz sorgen.

Endlich, eine ganze Stunde nach seiner gewöhnlichen Schlafenszeit, verlötete Mr. Oberdorffer die letzte Verbindung und trat einen Schritt zurück, um sein Meisterwerk zu betrachten. Er seufzte vor Zufriedenheit. Es war gut und hätte eigentlich funktionieren müssen.

Er vergewisserte sich, ob das Luftschachtfenster auch weit offen stand. Die subatomaren Schwingungen mußten eine Abzugsmöglichkeit haben, sonst würden sie nur im Zimmer wirken. Aber wenn sie erst einmal frei waren, würden sie von der Heavisideschicht abprallen und den Erdball wie Radiowellen umkreisen.

Er sah nach, ob der Tank des Außenbordmotors mit Treibstoff gefüllt war, wand die Kordel um den Anlasser, bereit abzuziehen – und zögerte. Den ganzen Abend wa-

ren ab und zu Martier im Zimmer gewesen, aber im Augenblick war keiner zu sehen. Und er wollte lieber warten, bis einer auftauchte, ehe er die Maschine in Gang setzte, damit er gleich sehen könnte, ob sie funktionierte oder nicht.

Er ging in das andere Zimmer, nahm eine Flasche Bier aus dem Kühlschrank und öffnete sie. Kehrete damit in die Werkstatt zurück und setzte sich und wartete.

Irgendwo draußen schlug eine Uhr, aber da Mr. Oberdorffer taub war, hörte er nichts davon.

Plötzlich saß ein Martier direkt auf dem anti-außerweltlichen subatomaren Schwingungserzeuger.

Mr. Oberdorffer stellte die Flasche beiseite, streckte den Arm aus und zog die Kordel ab. Der Motor sprang an, die Maschine lief.

Dem Martier passierte nichts.

„Muß erst richtig anlaufen“, sagte Mr. Oberdorffer mehr zu sich selber als zu dem Martier.

Er setzte sich wieder, griff nach seinem Bier, trank einen Schluck und wartete, bis die Maschine auf vollen Touren laufen würde.

Es war schätzungsweise dreiundzwanzig Uhr fünf, Chicago Zeit, am Abend des 19. August, Mittwoch.

2

In Long Beach, Kalifornien, warf Margie Devereaux am 19. August 1969 nachmittags um sechzehn Uhr (als es in Chicago achtzehn Uhr war, ungefähr um die Zeit, da Mr. Oberdorffer, den Bauch voller Eisbein und Sauerkraut

nach Hause kam, bereit, seinen anti-außerweltlichen subatomaren Superschwingungserzeuger zu konstruieren) einen Blick durch die Tür in Dr. Snyders Büro und fragte: „Sehr beschäftigt, Doktor?“

„Keineswegs, Margie. Treten Sie ruhig näher“, sagte Dr. Snyder, der vor Arbeit nicht ein und aus wußte. „Nehmen Sie doch Platz.“

Sie setzte sich. „Doktor“, sagte sie, leicht außer Atem. „Ich glaube, ich weiß jetzt, wo wir Luke finden können.“

„Das würde mich nur freuen, Margie. Es sind jetzt zwei Wochen her.“

Es war sogar einen Tag länger her. Fünfzehn Tage und vier Stunden waren verstrichen, seit Margie in ihr Zimmer hinaufgegangen war, um Luke zu wecken und statt ihres Mannes einen an sie gerichteten Zettel vorgefunden hatte.

Sie war damit zu Dr. Snyder gelaufen, und da Luke kein Bargeld bei sich gehabt hatte, außer den paar Dollars, die sich in Margies Portemonnaie befunden hatten, war ihr erster Gedanke die Bank gewesen. Durch einen Anruf bei der Bank hatten sie erfahren, daß Luke fünfhundert Dollars von dem gemeinsamen Konto abgehoben hatte.

Nachträglich war nur noch eine einzige Tatsache ans Licht gekommen. Am folgenden Tage hatte die Polizei festgestellt, daß kaum eine Stunde nach Lukes Vorsprache bei der Bank ein Mann, auf den seine Beschreibung paßte, der jedoch unter anderem Namen aufgetreten war, einen gebrauchten Wagen gekauft und hundert Dollars in bar dafür bezahlt hatte.

Dr. Snyder war nicht ohne Beziehungen zum Polizeipräsidium, und dem gesamten Südwestabschnitt waren durch Rundschreiben Beschreibungen von Luke und dem Wagen, einem alten, gelb angestrichenen 1957 Mercury, zugegangen. Sämtliche Nervenheilstätten des Bezirks waren von Dr. Snyder auf ähnliche Weise alarmiert worden.

„Wir waren uns darüber einig“, sagte Margie, „daß er höchstwahrscheinlich die Hütte in der Wüste aufgesucht hat, wo er das Kommen der Martier erlebte. Glauben Sie das immer noch?“

„Selbstverständlich. Er glaubt, er hätte die Martier erfunden – wie er auf dem Zettel schreibt, den er für Sie hinterlassen hat. Der Gedanke liegt also durchaus nahe, daß er sich an diesen selben Ort zurückgezogen und versucht hat, dieselben Umstände zu rekonstruieren, um das rückgängig zu machen, was er angerichtet zu haben glaubt. Aber sagten Sie nicht, Sie hätten nicht den leisesten Schimmer, wo sich die Hütte befindet?“

„Ich weiß auch jetzt noch nicht mehr, als daß sie von Los Angeles aus mit dem Wagen zu erreichen sein muß. Aber mir ist gerade etwas eingefallen, Doktor. Luke hat mir vor einigen Jahren einmal erzählt, daß Carter Benson irgendwo eine Wohnhütte gekauft habe – in der Nähe von Indio, glaube ich. Das könnte sie sein. Ich möchte sogar wetten, daß sie es ist.“

„Sie haben aber doch diesen Benson angerufen, nicht wahr?“

„Ja. Ich habe mich aber nur erkundigt, ob er seit Lukes Verschwinden etwas von ihm gesehen oder gehört hätte.“

Er behauptete nein, versprach jedoch, mir sofort Nachricht zukommen zu lassen, falls er etwas hören sollte. Aber ich habe ihn nicht danach gefragt, ob Luke die Hütte vergangenen März benützt hat! Und von selber hätte er mir das sicher nicht verraten, weil ich ihm nicht die ganze Geschichte erzählt und nichts davon erwähnt habe, daß sich Luke unserer Meinung nach wahrscheinlich dorthin zurückgezogen hat, wo er sich vergangenen März aufhielt. Weil – ich habe einfach nicht daran gedacht.“

„Hm“, machte Dr. Snyder. „Eine Möglichkeit ist es immerhin. Aber würde Luke die Hütte ohne Bensons Einwilligung benützen?“

„Wahrscheinlich hat er vergangenen März die Erlaubnis dazu gehabt. Diesmal hält er sich versteckt, vergessen Sie das nicht. Nicht einmal Carter soll wissen, wo er hingefahren ist. Und er konnte auch ziemlich sicher sein, daß Carter selber die Hütte jetzt im August nicht gebrauchen würde.“

„Einleuchtend. Wollen Sie Benson noch einmal anrufen? Dort ist das Telefon.“

„Ich rufe lieber aus dem Vorzimmer an, Doktor. Es könnte eine Weile dauern, ehe ich ihn erreiche, und Sie haben zu tun, auch wenn Sie das Gegenteil behaupten.“

Die Verbindung mit Carter Benson war jedoch allen Befürchtungen zum Trotz rasch hergestellt. Schon nach wenigen Minuten war Margie wieder zurück. Ihr Gesicht leuchtete.

„Doktor, Luke war vergangenen März tatsächlich in Carters Hütte. Und ich weiß jetzt auch, wie man hingelangt.“ Sie schwenkte einen Zettel hin und her.

„Tüchtig, tüchtig. Was unternehmen wir jetzt? Benachrichtigen wir die Polizei in Indio oder –?“

„Nichts Polizei. Ich fahre zu ihm. Sobald meine Schicht zu Ende ist.“

„Solange brauchen Sie nicht zu warten, Kind. Aber meinen Sie, es ist ratsam, allein zu fahren? Wir wissen nicht, wie weit seine Krankheit unter Umständen fortgeschritten ist, und Sie treffen ihn womöglich – verstört an.“

„Ich werde schon mit ihm fertig werden, darauf können Sie sich verlassen, Doktor.“ Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. „Viertel fünf. Wenn Sie wirklich nichts dagegen haben, daß ich jetzt gleich aufbreche, kann ich zwischen neun und zehn dort sein.“

„Wollen Sie nicht doch lieber einen von den Wärtern mitnehmen?“

„Auf gar keinen Fall.“

„Gut, Kind. Fahren Sie vorsichtig.“

3

Am Abend des dritten Tages des dritten Mondes der Antilopen-Jahreszeit (ungefähr im gleichen Augenblick, als Mr. Oberdorffer in Chicago auf dem Bughouse Square Nachforschungen nach seinem vermißten Freund anstellte) wurde ein Mediziner namens Bugassi, der zum Stamm der Moparobi in Äquatorialafrika gehörte, vor den Häuptling seines Stammes beordert. Der Häuptling hieß M'Carthi, war jedoch kein Verwandter eines früheren US-Senators gleichen Namens.

„Mach Juju gegen die Martier“, befahl M'Carthi Bugassi.

Er nannte sie natürlich nicht Martier. Er gebrauchte das Wort gnajamkata, das soviel bedeutet wie „Grüne Zwerge vom Himmel“.

Bugassi verbeugte sich. „Mach großes Juju“, sagte er.

Und Bugassi wußte, daß es angeraten war, diesen Befehl verdammt wörtlich zu nehmen und auszuführen.

Er war nämlich eine heikle Geschichte, Medizinmann unter den Moparobi zu sein. Wer nicht ein sehr, sehr guter Medizinmann war, konnte nur mit kurzer Lebensdauer rechnen, denn das Stammesgesetz gebot, daß jeder, der versagte, seinen Beitrag zur Ergänzung der Fleischvorräte des Stammes leisten mußte. Und die Moparobi waren Kannibalen.

Unter den Moparobi hatte es sechs Medizinmänner gegeben, als die Martier kamen; Bugassi war der letzte Überlebende. Jeweils einen Mond auseinander (denn das Tabu verbietet es dem Häuptling, ein Juju anzuordnen, wenn nicht achtundzwanzig Tage seit dem letzten verstrichen sind) hatten die anderen fünf ihr Glück versucht, waren gescheitert und hatten ihren Beitrag geliefert.

Jetzt war Bugassi an der Reihe, und nach den hungrigen Blicken zu urteilen, mit denen M'Carthi und die übrigen Stammesgenossen ihn verschlangen, sah es fast so aus, als wünschten sie ihm Mißerfolg. Die Moparobi hatten seit achtundzwanzig Tagen kein Fleisch mehr gegessen, und sie waren fleischhungrig.

Ganz Afrika war fleischhungrig.

Einige Stämme, die ausschließlich oder fast aus-

schließlich von der Jagd gelebt hatten, waren tatsächlich am Verhungern. Andere Stämme waren gezwungen gewesen, weit entfernte Gebiete aufzusuchen, wo Pflanzennahrung wie Früchte und Beeren verfügbar waren.

Auf Jagd zu gehen, war einfach nicht mehr möglich.

Fast alle Tiere, auf die der Mensch zu Ernährungszwecken Jagd macht, sind schneller zu Fuß oder fliegen schneller als er. Man muß sich gegen den Wind so nahe an sie heranschleichen, bis man sie erlegen kann.

Mit Martiern in der Nähe war das ausgeschlossen. Sie liebten es, den Eingeborenen bei der Jagd zu helfen. Ihre Hilfe bestand darin, den Jägern vorauszuweichen – oder zu schwimmen – und ihre Beute mit lautem Geschrei aufzuscheuchen.

Worauf sämtliches Getier eilends die Flucht ergriff.

Und was zur Folge hatte, daß die Jäger mit leeren Händen von der Jagd zurückkehrten, neunundneunzig Mal aus hundert, ohne Gelegenheit gehabt zu haben, einen Pfeil abzuschießen oder einen Speer zu werfen, geschweige denn etwas getroffen zu haben.

Es war eine schwere Krise. Andersgeartet, aber zum mindesten so verheerend in den Auswirkungen wie die Wirtschaftskrisen in zivilisierteren Ländern.

Auch die Stämme, die Viehzucht trieben, waren betroffen. Die Martier machten sich ein Vergnügen daraus, sich auf die Rücken der Rinder zu schwingen und eine Panik unter ihnen hervorzurufen. Da Martier substanzlos und gewichtslos waren, konnte eine Kuh einen Martier auf ihrem Rücken natürlich nicht spüren und war desto erschreckter, wenn der Martier sich nach vorn neigte und

mit gellender Stimme „Iwriḡo ‘m N’ gari“ in das Ohr der Kuh schrie, während andere Martier dasselbe in die Ohren eines Dutzends anderer Kühe und Bullen schrien – und schon war die Panik da.

Afrika hatte nichts für die Martier übrig.

Aber zurück zu Bugassi.

„Mach großes Juju“, hatte er M’Carthi erklärt. Und ein großes Juju sollte es werden, wörtlich und bildlich. Kurz nachdem die grünen Zwerge vom Himmel gekommen waren, hatte M’Carthi seine sechs Medizinmänner kommen lassen und lange und ernsthaft mit ihnen konferiert. Er hatte sie zu überreden und ihnen zu befehlen versucht, eine Art Kartell zu bilden und ihre Kenntnisse untereinander auszutauschen, damit jeder von ihnen über das Wissen aller sechs verfüge und das größte je dagewesene Juju veranstalten könnte.

Sie hatten das Ansinnen abgelehnt und waren selbst unter der Androhung von Tortur und Tod standhaft geblieben. Ihre Geheimnisse waren ihnen heilig und bedeuteten ihnen mehr als das Leben.

Aber man hatte einen Kompromiß geschlossen. Das Los sollte entscheiden, wer jeweils von Mond zu Mond an der Reihe war. Und sie waren übereingekommen, daß derjenige, welcher scheiterte, all seine Geheimnisse seinem Nachfolger anvertrauen sollte, ehe er in den Magen seiner Stammesgenossen wanderte.

Bugassi hatte den längsten Zweig gezogen und war jetzt, fünf Monde später, im Besitz sowohl sämtlicher Beschwörungsformeln seiner Vorgänger als auch seiner eigenen – und die Medizinmänner der Moparobi sind als

die tüchtigsten von ganz Afrika bekannt. Außerdem verfügte er über genaueste Kenntnis aller Dinge und Worte, die bei den fünf erfolglosen Jujus eine Rolle gespielt hatten.

Bis in die Fingerspitzen mit diesem Wissen angefüllt, hatte er sein eigenes Juju von dem Tage an vorbereitet, da Nariboto, der fünfte der Medizinmänner, den Weg allen eßbaren Fleisches gegangen war. (Wovon sich Bugassi die Leber ausgebeten hatte, von welcher er noch ein kleines, bereits kräftig in Fäulnis übergegangenes Stück besaß, das sich trefflich für sein eigenes Juju eignete.)

Bugassi wußte, daß sein Juju nicht mißlingen konnte, nicht nur weil die Folgen für ihn unausdenkbar sein würden, wenn es mißlang, sondern weil, nun, weil das kombinierte Wissen sämtlicher Moparobi-Medizinmänner einfach nicht versagen konnte.

Es sollte ein Juju zur Beendigung aller Jujus werden, und gleichzeitig sollte es alle Martier vertreiben.

Es sollte ein Riesenjuju werden und alles enthalten, was in den fünf vorhergegangenen bereits enthalten gewesen war und außerdem noch elf Zutaten und neunzehn Zauberformeln (sieben davon Tanzschritte), die sein eigenes Geheimnis und den anderen fünf unbekannt gewesen waren.

Alle Zutaten waren greifbar und würden, winzig wie sie im einzelnen waren, zusammen die Blase eines Elefantenbullens füllen, die als Behälter dafür dienen sollte. (Der Elefant war selbstverständlich schon vor sechs Monaten erlegt worden; seit dem Kommen der Martier hatte man kein Großwild mehr zur Strecke gebracht.)

Die Zusammenstellung des Jujus würde jedoch die ganze Nacht in Anspruch nehmen, da es bei den einzelnen Zutaten sehr auf die richtigen Zauberformeln und Tanzschritte und alle Arten von eingestreuten Beschwörungen ankam.

In dieser Nacht machte kein einziger Moparobi ein Auge zu. Respektvoll im Kreise um das große Feuer hockend, das die Weiber von Zeit zu Zeit aufschütteten, sahen sie zu, wie Bugassi sich abmühte, tanzte und zauberte. Es war anstrengende Arbeit; er verlor Gewicht dabei, wie man bekümmert feststellte.

Kurz vor Anbruch der Morgendämmerung warf sich Bugassi vor M'Carthi, dem Häuptling, zu Boden.

„Juju fertig“, sagte er.

„Gnajamkata noch hier“, sagte M'Carthi grimmig.

Die Martier waren tatsächlich noch sehr da; die ganze Nacht hindurch waren sie sehr aktiv gewesen, hatten bei den Vorbereitungen zugeschaut und so getan, als wollten sie dabei helfen; einige Male hatten sie Bugassi während des Tanzens zum Stolpern gebracht und einmal sogar zu Fall, indem sie unvermutet zwischen seinen Beinen hindurchgeschossen waren. Aber jedesmal hatte er die Reihenfolge geduldig wiederholt, damit kein Schritt verloren ginge.

Bugassi, im Schmutz liegend, stützte sich mit einem Ellbogen auf, und deutete mit dem anderen Arm auf den nächsten großen Baum.

„Juju muß so hängen, daß es Boden nicht berührt“, sagte er.

M'Carthi erteilte einen Befehl, und drei Schwarze

sprangen auf, um ihn auszuführen. Sie banden einen aus Ranken geflochtenen Strick um das Juju, und einer von ihnen kletterte auf den Baum und warf den Strick über einen Ast; die anderen beiden zogen das Juju hoch, und als es etwa drei Meter über dem Erdboden schwebte, rief Bugassi, der sich inzwischen mühselig aufgerafft hatte, ihnen zu, daß es hoch genug sei. Man band es fest, der Schwarze auf dem Baum kam herunter, und sie kehrten wieder in den Kreis der anderen zurück.

Bugassi ging auf den Baum zu mit Schritten, als täten ihm die Füße weh (was auch der Fall war) und blieb unter dem Juju stehen. Er wandte das Gesicht nach Osten, wo der Himmel bereits grau gefärbt war und die Sonne jeden Augenblick erscheinen mußte, und verschränkte die Arme.

„Sobald Sonnenstrahl auf Juju fallen“, sagte er mit heiserer Stimme, „Gnajamkata verschwinden.“

Der rote Rand der Sonne erschien über dem Horizont; ihre ersten Strahlen trafen den Wipfel des Baumes, in dem das Juju hing, und bewegten sich nach unten.

Noch ein paar Minuten, und sie würden auf das Juju fallen.

Durch Zufall, oder wie man es nennen will, war es genau in dem Augenblick, als in Chicago, Illinois, Vereinigten Staaten von Amerika, ein gewisser Hiram Pedro Oberdorffer vor seiner Bierflasche saß und darauf wartete, daß sein anti-außerweltlicher subatomarer Super-schwingungserzeuger auf Touren kommen sollte.

Etwa eine dreiviertel Stunde vor diesem bewußten Augenblick, um etwa 21 Uhr 15 Pazifische Zeit, goß sich Luke Devereaux in einer Wüstenhütte in der Nähe von Indio, Kalifornien, das dritte Glas des Abends ein.

Es war sein vierzehnter enttäuschender Abend in der Hütte.

Es war der fünfzehnte Abend nach seiner Flucht aus dem Sanatorium, wenn man ein so einfaches Davonlaufen als Flucht bezeichnen kann. Auch der erste Abend war enttäuschend gewesen, aber aus einem anderen Grunde. Etwa halbwegs zwischen Long Beach und Indio, in Riverside, hatte er mit seinem Wagen, dem alten Mercury, den er für hundert Dollars erstanden hatte, eine Panne gehabt. Er hatte ihn in eine Garage abschleppen lassen, wo man ihm erklärte, daß die Reparatur bis zum nächsten Nachmittag dauern würde. In einem Riverside Hotel hatte er einen langweiligen Abend und eine schlechte Nacht verbracht (es war so eigenartig und einsam wieder allein zu schlafen).

Am nächsten Vormittag hatte er Besorgungen gemacht und seine Einkäufe in die Garage geschafft, um sie in den Wagen zu verstauen, während ein Autoschlosser daran arbeitete. Er hatte sich selbstverständlich eine Reiseschreibmaschine und etwas Papier gekauft. (Er war gerade dabei gewesen, die Schreibmaschine auszuwählen, als um 10 Uhr Pazifischer Zeit Yato Ishurtis Rede über den Äther gekommen war und der Verkauf solange eingestellt wurde; der Inhaber hatte ein Radio eingeschaltet,

und alle im Laden Anwesenden hatten sich darum versammelt. Da er wußte, daß Ishurtis fundamentale Prämisse – daß es wirklich Martier gäbe – falsch war, hatte sich Luke zuerst über die Unterbrechung seines Einkaufs geärgert, sich aber dann über die unsinnige Beweisführung Ishurtis amüsiert.)

Er kaufte einen Koffer, etwas Wäsche, einen Rasierapparat, Seife sowie einen Kamm und für ein paar Tage Lebensmittel und Spirituosen, damit er nicht gleich wieder nach Indio einkaufen fahren mußte.

Er bekam seinen Wagen am Spätnachmittag zurück – zusammen mit einer Reparaturrechnung, die fast die Hälfte des Betrages ausmachte, den er ursprünglich dafür bezahlt hatte – und erreichte sein Ziel kurz vor Anbruch der Dunkelheit. Er fühlte sich an jenem Abend zu müde, um sein eigentliches Vorhaben energisch zu betreiben, und schließlich fiel ihm ein, daß er ohnehin etwas vergessen hatte: Allein hatte er keine Möglichkeit festzustellen, ob es ihm geglückt war oder nicht.

Am nächsten Morgen fuhr er wieder nach Indio und kaufte sich den besten und teuersten kleinen Radioapparat, den er finden konnte, einen Apparat, mit dem er zu jeder Tages- und Nachtzeit Sendungen von überall her empfangen konnte.

Jede beliebige Nachrichtensendung würde es ihm verraten.

Der einzige Haken dabei war nur, daß er seit zwei Wochen, bis zum heutigen Abend, vergeblich auf eine Bestätigung durch den Funk gewartet hatte, wo noch immer direkt oder indirekt vom Vorhandensein der Mar-

tier die Rede war.

Und Luke versuchte alles, was er sich ausdenken konnte und wurde fast verrückt dabei.

Er wußte, daß Martier nur imaginär waren, das Produkt seiner eigenen Phantasie (wie alles andere), daß er sie vor fünf Monaten im März erfunden hatte, als er sich die Fabel für einen Zukunftsroman ausdachte. Er hatte sie erfunden.

Doch er hatte schon hunderte anderer Fabeln erfunden und keine davon hatte sich wirklich zugetragen, nicht einmal scheinbar, daher mußte an jenem Abend etwas anders gewesen sein, und er gab sich alle Mühe, die genauen Umstände zu rekonstruieren.

Bis auf die genaue Getränkemenge und den leichten Trunkenheitsgrad, da auch das ein Faktor gewesen sein konnte. Wie bei seinem ersten Aufenthalt hier draußen, blieb er tagsüber völlig nüchtern – ganz gleich, ob er mit einem schweren Kopf erwachte – schritt im Zimmer auf und ab und sann verzweifelt nach (damals über eine Fabel, diesmal über eine Lösung). Damals wie jetzt gestattete er sich das erste Glas erst, nachdem er sich etwas zum Abendessen gemacht und gegessen hatte und teilte sich seine Getränke dann sorgfältig ein – zum mindesten solange, bis er sein Vorhaben für den Abend angewidert aufgegeben hatte.

Was war eigentlich los?

Hatte er nicht die Martier erfunden, indem er sie sich eingebildet hatte? Warum konnte er den Vorgang nicht umkehren, jetzt, da er aufgehört hatte, sich welche einzubilden und die Wahrheit wußte? Selbstverständlich war

ihm das, so weit es ihn selber betraf, gelungen. Doch warum hörten andere Leute nicht auf, sie wahrzunehmen und zu hören?

Es muß eine psychische Blockierung sein, sagte er sich. Aber dadurch daß er der Sache einen Namen gab, kam er auch nicht weiter.

Er nahm einen Schluck und starrte auf das Glas. Versuchte, zum tausendsten Male seit seinem Hiersein, sich daran zu erinnern, wieviele Gläser er an jenem Märzabend getrunken hatte. Viele waren es nicht gewesen, das wußte er; er hatte sie nicht stärker gespürt als die beiden, die er heute Abend getrunken hatte.

Oder hatte das Trinken überhaupt nichts damit zu tun?

Wieder nahm er einen Schluck, stellte das Glas ab und lief im Zimmer auf und ab. „Es gibt keine Martier“, dachte er. „Es hat nie welche gegeben; sie existieren – genau wie alles andere – nur solange ich sie mir einbildete. Und jetzt bilde ich mir keine mehr ein.“

Deshalb –“

Vielleicht hatte dies die gewünschte Wirkung gehabt. Er trat an das Radio, stellte es an und wartete, bis es warm geworden war. Hörte sich irgendein Geschwätz an und sagte sich, daß er, selbst wenn es ihm soeben geglückt war, ein paar Minuten würde warten müssen, ehe jemand merkte, daß die Martier weg waren, da sie nicht überall und ständig wahrgenommen wurden. Bis die Stimme eines Ansagers ertönte: „Augenblicklich versucht ein Martier direkt hier im Studio ...“

Luke schaltete den Apparat ab und fluchte.

Nahm noch einen Schluck und setzte seine Wande-

rung durch das Zimmer fort.

Vielleicht sollte er die psychische Blockierung zu umgehen versuchen, anstatt dagegen anzurennen? Sie konnte sich nur gebildet haben, weil er zwar recht hatte, aber nicht genug Selbstvertrauen besaß. Vielleicht sollte er sich etwas anderes einbilden, etwas völlig Verschiedenartiges, und wenn seine Phantasie es dann ins Leben rief, so konnte selbst sein verdammtes Unterbewußtsein es nicht mehr leugnen, und dann, in diesem Moment ...

Es war einen Versuch wert. Er hatte nichts dabei zu verlieren.

Er würde sich jedoch etwas vorstellen, was er wirklich herbeisehnte, und wonach sehnte er sich – abgesehen vom Verschwinden der Martier – im Augenblick am meisten?

Nach Margie natürlich.

Er fühlte sich furchtbar verlassen nach diesen zwei Wochen in der Einsamkeit. Und wenn er Margie durch intensives An-sie-denken herversetzen könnte, so würde er auch imstande sein, jene psychische Blockierung zu durchbrechen, das wußte er.

„Moment mal“, dachte er. „Ich werde mir vorstellen, daß sie sich auf der Fahrt hierher befindet, schon durch Indio hindurch und nur noch eine halbe Meile entfernt ist. Bald werde ich den Wagen hören.“

Als bald hörte er den Wagen.

Am liebsten wäre er mit einem einzigen Satz bis an die Tür gesprungen, aber er zwang sich, langsam zu gehen. Als er die Tür öffnete, erblickte er näherkommende Scheinwerfer. Sollte er jetzt –?

Nein, er würde warten, bis er ganz sicher war. Er glaubte zwar bereits zu erkennen, daß es Margies Wagen war, aber das konnte auch eine Täuschung sein. Er würde warten, bis der Wagen hielt, bis Margie ausstieg, bis er wußte. Und dann in diesem goldenen Augenblick würde er denken: Es gibt keine Martier.

Und es würde auch keine geben.

In wenigen Minuten würde der Wagen hier sein.

Es war einundzwanzig Uhr fünf, Pazifische Zeit. In Chikago war es dreiundzwanzig Uhr fünf, und Mr. Oberdorffer trank Bier und wartete darauf, daß sein Superschwingungserzeuger auf Touren kommen sollte; in Äquatorialafrika brach der Tag an und ein Mediziner namens Bugassi stand mit verschränkten Armen unter dem größten je dagewesenen Juju und wartete, daß die ersten Sonnenstrahlen darauf fallen sollten.

Vier Minuten später, einhundertsechundvierzig Tage und fünfzig Minuten nach ihrem Erscheinen verschwanden die Martier. Überall gleichzeitig. Von der ganzen Erde.

Wo sie auch verblieben sein mochten, es gibt kein verbürgtes Beispiel dafür, daß von diesem Augenblick an je wieder einer gesehen wurde. Daß man Martier in bösen Träumen und im Delirium tremens sieht, kommt zwar noch vor, aber ein derartiges Sehen kann man kaum verbürgt nennen.

Bis zum heutigen Tage ...

NACHWORT

Bis zum heutigen Tage weiß niemand, warum sie kamen oder warum sie gingen.

Viele Leute glauben zwar, sie wüßten es, oder haben zum mindesten ihre sehr gewichtigen Meinungen zu dem Thema. Wie damals glauben Millionen Menschen noch immer, daß es gar keine Martier, sondern Teufel waren und daß sie in die Hölle und nicht auf den Mars zurückkehrten.

Weil der Gott, der sie geschickt hatte, um uns für unsere Sünden zu bestrafen, als Lohn für unsere Gebete zu ihm Gnade walten ließ.

Eine noch größere Anzahl von Leuten läßt gelten, daß sie vom Mars kamen und dorthin zurückkehrten. Die meisten, nicht alle, halten ihren Abzug für Yato Ishurtis Verdienst; diese weisen darauf hin, daß die Martier, selbst wenn Ishurtis Beweisführung richtig war und obwohl sein Vorschlag eine weltweite Bejahung fand, kaum sofort darauf hätten reagieren können; sie hätten erst irgendwo eine Ratsversammlung abhalten und sich überlegen und Beschluß darüber fassen müssen, ob wir uns bereits genügend gebessert hätten und genügend gezüchtigt worden seien. Und daß die Martier nur noch vierzehn Tage nach der Ishurti-Rede dageblieben wären, was gewiß nicht als zu lange Zeit für eine solche Entscheidung anzusehen sei.

Jedenfalls sind keine stehenden Heere mehr aufgebaut worden, und kein Land denkt daran, je eine Rakete nach dem Mars zu schicken, auf die bloße Möglichkeit hin, daß Ishurti recht oder teilweise recht gehabt haben könnte.

Aber längst nicht alle glauben, daß entweder Gott oder Ishurti etwas mit dem Abzug der Martier zu tun gehabt hätten.

Ein ganzer afrikanischer Eingeborenenstamm weiß beispielsweise, daß die Gnajamkata durch Bugassis Juju zur Rückkehr in ihren Himmel gezwungen wurden.

Ein Hausmeister in Chicago weiß genau, daß er die Martier mit seinem anti-außerweltlichen subatomaren Superschwingungserzeuger vertrieben hat.

Und selbstverständlich sind die beiden letztgenannten hier nur als zufällige Beispiele für die vielen hunderttausend anderen Wissenschaftler und Mystiker angeführt, die, jeder auf seine Art, alles versucht hatten, um dasselbe zu erreichen. Und jeder dachte natürlich, daß es ihm schließlich geglückt wäre.

Und natürlich weiß Luke Devereaux, daß sie sich alleamt im Irrtum befinden. Daß es jedoch völlig gleichgültig ist, was sie denken, da sie ja doch nur in seiner Vorstellung existieren. Und da er jetzt ein sehr erfolgreicher Verfasser von Wildwestromanen ist, mit vier Bestsellern innerhalb von vier Jahren, eine Villa in Beverley Hills, zwei Cadillacs, eine geliebte Frau und ein Paar zweijähriger Zwillingssöhne besitzt, paßt Luke in der Tat sehr darauf auf, wie er seine Phantasie arbeiten läßt. Er ist sehr einverstanden mit dem Weltall, wie er es sich jetzt vorstellt, und geht kein Risiko ein.

Und in einem, die Martier betreffenden Punkt ist Luke Devereaux mit allen anderen Leuten, einschließlich Oberdorffer, Bugassi und dem Skandinavier einer Meinung.

Niemand, aber auch niemand vermißt sie oder sehnt sich nach ihnen zurück.

Als nächstes TERRA-Taschenbuch erscheint:

BLUT DER STERNENGÖTTER

von Andre Norton

*Sie kommen aus dem All
und öffnen das Tor zu einer neuen Welt*

Das Ziel der Sternengötter

Jahrhundertlang haben die „Sternengötter“ die Geschichte des Planeten Gorth gelenkt und den primitiven und barbarischen Eingeborenen den Weg zur Zivilisation gewiesen. Doch jetzt halten die Fremden die Zeit für gekommen, die Gorthianer ihr weiteres Schicksal selbst bestimmen zu lassen.

Die meisten Sternenmenschen besteigen ihre silberglänzenden Schiffe, mit denen sie einst auf Gorth gelandet waren, und fliegen zu neuen Zielen im All.

Nur eine kleine Gruppe wählt einen anderen Weg. Begleitet von dem jungen Kincar s'Rud, der aus der Verbindung eines Fremden mit einer Gorthianerin hervorgegangen ist, durchschreitet die Gruppe ein „Weltentor“ zu einem parallelen Gorth.

Die „Sternengötter“ finden einen Planeten, auf dem das Böse triumphiert.

Terra-Taschenbuch Nr. 216 in Kürze überall im Zeitschriften- und Bahnhofsbuchhandel erhältlich. Preis DM 2,80.